1,80 DM / Band 591
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

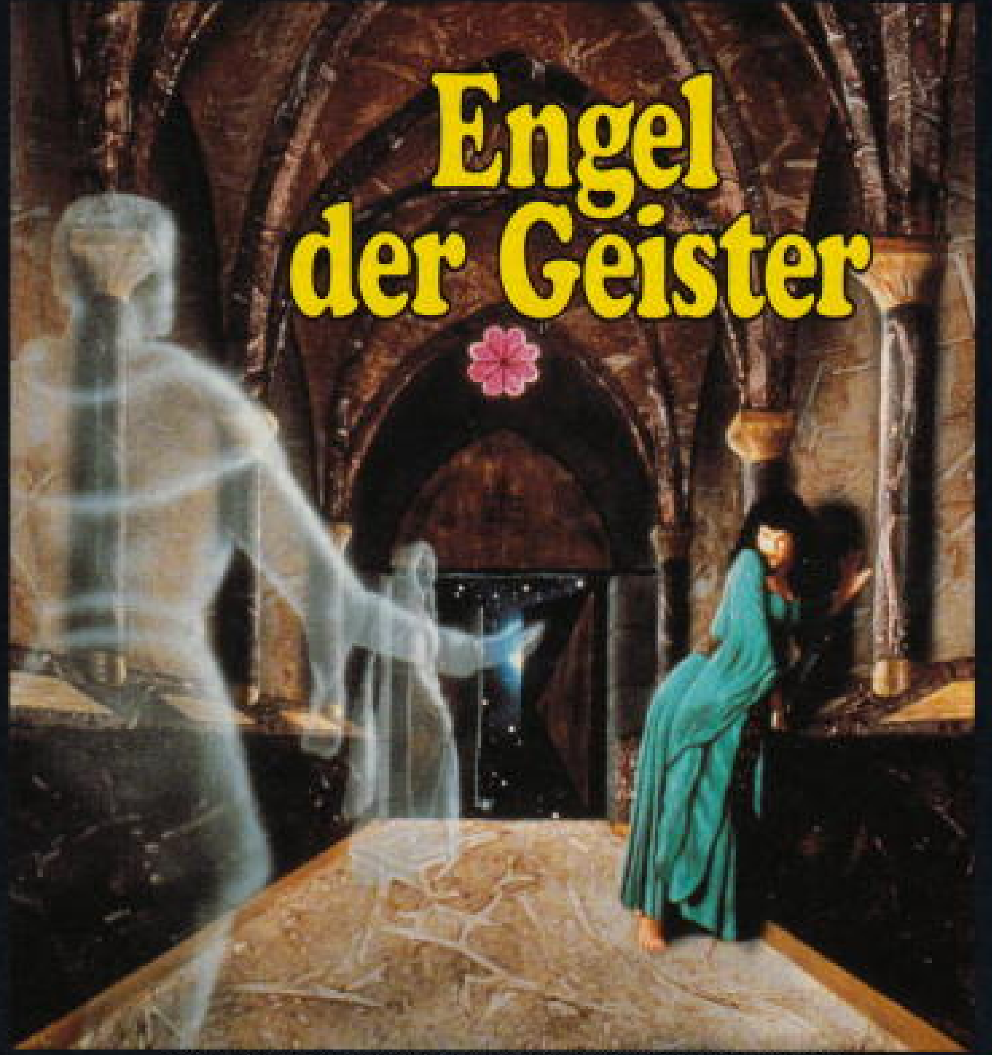
NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Frankreich F 8,00 / Italien L 2000 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Engel der Geister

John Sinclair Nr. 591

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 31.10.1989

Titelbild von Blanchard

Sinclair Crew

Engel der Geister

Es interessierte Suko überhaupt nicht, woher die beiden Gestalten plötzlich gekommen waren, für ihn war wichtig, dass sie ihm gegenüberstanden und ihn töten wollten. Zwei Figuren, die es eigentlich nicht geben konnte. Der eine fühlte sich als Napoleon, der andere war Le Grand, ein französischer Henker. Sie waren vor kurzem noch normal gewesen, dann hatte man sie mit der Mind-Maschine eines gewissen Dr. Franklin konfrontiert, der ihnen die Persönlichkeit geraubt oder besser gesagt, sie ausgetauscht hatte.

So sah sich einer als Henker und der andere eben als Napoleon.

Le Grand war der Gefährlichere. Er konnte wahnsinnig gut mit seinem Schwert umgehen, dessen Griff er mit zwei Händen umklammert hatte, um den Schlägen die nötige Wucht zu verleihen.

Napoleon meldete sich von der anderen Seite der Allee, und er hetzte den Henker auf. »Ja, du musst ihn töten! Köpfe ihn!«

Das versuchte der Henker. Er schlug einen Kreis. In Kopfhöhe wischte die Klinge auf Suko zu, der sich aus dem Stand zurückkatapultierte und es mit einem artistischen Sprung schaffte, der Klinge zu entgehen. Mit dem Rücken prallte er gegen den Stamm einer Pappel. Er spürte den Aufprall bis in seinen Kopf hinein, dann war der Henker wieder da. Er stach zu.

Wie ein Torpedo flog er auf Suko zu, die mörderische Schwertklinge vorgestreckt, die Suko an den Stamm nageln sollte.

Der Inspektor huschte schattengleich zur Seite. Wieder erwischte ihn der Henker nicht. Dafür rammte er das Schwert tief in die Rinde. Um die Waffe wieder herauszureißen, brauchte er Zeit.

Die ließ ihm Suko nicht. Er schlug zu.

Der Henker brüllte auf, als die Handkanten zugleich seine Schultern trafen. Es sah so aus, als wollte er am Stamm der Pappel in die Höhe klettern. Er fiel nach vorn, stützte sich ab und fuhr herum. In ihm musste die Kraft eines Berserkers stecken, dass er es trotz der beiden Treffer schaffte, Suko anzugreifen. Diesmal mit den Fäusten.

Suko riss seine Arme als Deckung vors Gesicht. Die Hände des anderen hämmerten dagegen. Die klatschenden Geräusche durchbrachen die Stille auf der Straße, denn auch Napoleon hatte sich nicht mehr gemeldet. Dafür hörte Suko das bekannte Geräusch eines heranfahrenden Motorrads.

Le Grand wollte sich in Suko hineinwühlen. Seine Fäuste arbeiteten wie Dreschflegel, aber das Schwert führte er besser.

Suko konnte den Treffern durch rechtzeitiges Zurückweichen einen Großteil ihrer Wirkung nehmen. Dabei blieb er nicht nur in der Defensive. Das Hupsignal des Motorradfahrers wirkte auf ihn wie das Zeichen zum Angriff. Beide Fäuste rammte er vor, glitt mit ihnen zwischen die des Henkers und wuchtete dessen Arme auseinander.

Le Grand war dermaßen überrascht, dass er nicht mehr nachsetzte. Dafür kam Suko durch.

Sein Arm schien immer länger zu werden, und dabei ging alles blitzartig. Le Grand musste den Hieb voll nehmen. Verdauen konnte er ihn nicht. Er flog zurück in Richtung Straßengraben, ruderte mit den Armen und glitt in die Lücke zwischen zwei Baumstämmen.

»Ach du Scheiße…«

Es war eine kreischende Stimme, die Suko herumfahren ließ. Sie gehörte dem Mann auf dem Motorrad. Der hatte gebremst, war zum Stehen gekommen und hatte den zweiten, Napoleon, nicht ernst

genommen. Plötzlich hockte dieser hinter ihm, hielt ihn umklammert und drückte den scharfen Degen in das Leder der Kleidung.

Der Mann hielt die Maschine noch. Seine Füße standen breit auf dem warmen Asphalt. Nach dem Schrei war er blass geworden. Bestimmt deshalb, weil Blut aus der Schnittwunde sickerte.

»Noch lebt er!« kreischte Napoleon. »Aber wenn du dich rührst, verfluchter Chinese, steche ich ihn ab!«

Suko nickte, spreizte die Arme und keuchte: »Okay, du Zwerg, okay. Ich bleibe stehen.«

»Was hast du gesagt? Zwerg?« Die Gestalt verschwand zum Großteil hinter dem breiten Rücken des Motorradfahrers. Nur sein rechter Unterarm war zu sehen und natürlich die Hand, die den verdammten Degen hielt, dessen Klinge im Vergleich zum Schwert relativ kurz war.

»Lass ihn los!«

»Nein, Chinese!«

Suko schaute in das Gesicht des Fahrers, der sein Visier hochgeklappt hatte. Er sah die kalte Angst auf den Zügen und auch den flackernden Blick. Der Mann musste Schmerzen haben, in seiner Stresssituation jedoch spürte er die wohl kaum. Der Mund bildete einen nach unten gekrümmten Bogen. Suko befürchtete, dass er in seiner Angst etwas untenehmen würde, was er später zu bereuen hatte.

»Bleib ruhig«, sagte er, »bleib ruhig.«

Die Arme des Fahrers zitterten. Er hielt die beiden Griffe des Lenkers umklammert. Eine Maschine war schwer, unter diesem Eindruck des Schreckens würde er sie kaum lange halten können.

Napoleon meldete, sich. »Hau ab, Chinese! Lass mich mit ihm allein, verschwinde endlich!«

Der Fahrer wollte etwas sagen. Er hatte den Mund bereits geöffnet, nur schaffte er es nicht, auch nur ein Wort hervorzupressen.

Statt dessen keuchte er.

Dann war es soweit. Seine Kräfte erlahmten durch den Schock.

Das Zittern begann in Höhe der Oberarme, pflanzte sich fort, erreichte die Hände und…

Die Maschine kippte um.

Suko sprang vor. Er musste etwas tun, bevor der andere mit dem Degen zustieß. Er hatte es zuvor nicht gewagt, seinen Stab zu ziehen und die Zeit anzuhalten. Jede Bewegung seinerseits hätte falsch ausgelegt werden können, jetzt allerdings blieb dem Inspektor keine andere Wahl mehr.

Die Maschine kippte nach links. Napoleon machte die Bewegung zwangsläufig mit. Er stieß noch nicht zu, weil ihn die neue Lage zu sehr überraschte.

Dann war Suko bei ihm. Er packte das Handgelenk des Mannes und riss dessen rechten Arm von der Brust des Motorradfahrers fort. Die

Klinge hing noch etwas fest, fetzte allerdings nur Leder auf, keine Haut.

Er schrie, als er fiel, und der Fahrer schrie ebenfalls. Suko sah das Blut des jungen Mannes an der Klinge. Ihn packte die kalte Wut, die sich zu einem puren Zorn steigerte.

Napoleon war ein Leichtgewicht. Suko stemmte den Mann in die Höhe und brachte ihm das Fliegen bei. Er drehte sich dabei, weil er den Mann dorthin schleudern wollte, wo auch dessen Kumpan lag.

Den Dreispitz hatte Napoleon verloren. Er brüllte so lange, bis er gegen den Stamm der Pappel krachte. Die Blätter und dünnen Zweige bewegten sich zitternd durch den Aufprall.

Napoleon blieb bewegungslos liegen. Der würde vorerst keinen Menschen mehr bedrohen. Dennoch ging Suko auf Nummer Sicher.

Er lief hin, schaute sich den Kerl an und stellte fest, dass der letzte Treffer gereicht hatte. Er war ebenso bewusstlos wie Le Grand.

Den Henker und Napoleon band er mit einem Paar Handschellen zusammen. Das eine Rund umklammerte Le Grands Fußgelenk, das andere umschloss das Handgelenk Napoleons.

Danach räumte Suko das Motorrad von der Straße weg und kümmerte sich um den Fahrer. Der war auf den linken Rand zugetaumelt und presste die Hände auf die Wunde.

»Darf ich mal sehen?« fragte Suko.

Der Fahrer schaute ihn an. Er stand unter Schock. Suko beugte sich nieder und ging sehr vorsichtig zu Werke, als er die Hände von der Brust des Mannes wegnahm.

Der junge Mann hatte Glück gehabt. Seine Kleidung war zerschnitten, das dünne Hemd darunter auch, aber die Wunde war nicht tief, dafür blutete sie in ihrer gesamten Länge. Aus seinem Wagen holte Suko den Erste-Hilfe-Kasten und kümmerte sich um die Verletzung des unbeteiligten Mannes.

»Was – was war das?« fragte der Fahrer.

»Ein Überfall.«

»Nein, das war kein normaler. Die kamen nicht aus der Szene. Die – die wirkten schlimm.«

»Natürlich.« Suko war einsilbig und konzentrierte sich auf seine Sanitäterarbeit.

Der Fahrer stöhnte auf, als Suko nicht feinfühlig genug war.

Schließlich saß der Verband gut und stramm.

Inzwischen hatten sie mehrere Wagen passiert. Keinem der Fahrer war es eingefallen zu stoppen. Dabei hätte der junge Mann Hilfe gebrauchen können, denn Suko konnte sich nicht weiter um ihn kümmern, andere Aufgaben waren wichtiger.

»Ich – ich möchte gern fahren.«

»Kann ich mir denken. Aber fahren Sie vorsichtig.«

»Hören Sie«, sagte der Motorradfreak. »Ich weiß nicht, wer Sie sind, Mister. Aber wie Sie die beiden fertig gemacht haben, das war schon super.«

»Glück.«

»Nein, nein, das war mehr als Glück. Sie sind ein Könner. Ich versteh was davon. Aber mit den Kerlen will ich nichts zu tun haben. Sie können ja die Bullen informieren, dass die Komiker abgeholt werden.«

Er streckte seinen Arm aus, und Suko ergriff die Hand, um dem Fahrer auf die Beine zu helfen. Er war noch etwas wacklig, ging ein paar Schritte und richtete dabei seinen Helm.

»Wie ist es?«

»Ich glaube, es geht.«

»Wie gesagt, fahren Sie vorsichtig.«

»Keine Sorge, ich gehöre nicht zu den Tieffliegern. Und vielen Dank noch, Mister.«

»Wofür?«

»Na, für die Pflege der Wunde. Wenn die tiefer gegangen wäre, ich weiß nicht…«

»Wird schon schief gehen.«

Er warf Suko noch einen langen Blick zu, aber Fragen stellte der junge Mann nicht mehr. Er klappte das Visier herunter, kletterte auf die Maschine und startete.

Suko schaute ihm nach. Wie er versprochen hatte, so fuhr er langsam davon und hielt sich auf der linken Seite, immer dicht am Fahrbahnrand.

Der Inspektor hatte wieder freie Bahn, doch seine Sorgen waren nicht kleiner geworden.

Dieser Fall war mehr als unheimlich. Es ging um zwei Dinge.

Erstens um eine sogenannte Mind-Maschine, eine Geist-Austausch-Maschine, und um den Geisterjäger John Sinclair, der ebenso wie Napoleon und der Henker ein Opfer dieser verfluchten Maschine geworden war. Erfunden hatte sie ein gewisser Dr. Franklin. Jemand, der sein gesamtes Leben der Konstruktion dieser Maschine gewidmet hatte.

Setzte man einen Menschen unter den Helm, der von Franklin konstruiert worden war, so sorgte die Maschine dafür, dass der Geist einer anderen, längst verstorbenen Person die Kontrolle über ihn bekam.

Ein Henker war entstanden und Napoleon. Die Menschen nahmen automatisch die Eigenschaften der Verstorbenen an, und sie veränderten sich sogar körperlich, so dass sie auch vom Gesicht und vom Gehabe her diesen Personen glichen.[1]

John war ebenfalls manipuliert worden. Äußerlich noch der Geisterjäger, aber in seinem Innern vom Geist eines mörderischen

Raubritters beseelt, eines Menschen namens Knight of Gorman, der den Kampfnamen Ritter Tod trug.

Angetan mit einer Rüstung und bewaffnet mit einem Schwert war John Sinclair als mordender Raubritter unterwegs. Sein früheres Dasein hatte er vergessen, es war ausgeschaltet und derart weit zurückgedrängt worden, dass John nicht einmal mehr seine alten Freunde erkannte und Suko sogar attackiert hatte.

Der Inspektor war den Schwerthieben entgangen. Er hatte noch versucht, John Sinclair zu stoppen, was ihm jedoch nicht gelungen war. Wo sich der Geisterjäger in seiner neuen Identität als Ritter Tod zur Zeit aufhielt, wusste Suko nicht. Er nahm an, dass er nach London reiten würde, um dort seinen Mordtrieb zu befriedigen.

Für John konnte das tödlich enden. Es wäre fatal gewesen, deshalb hatte sich Suko auch mit seinem Chef, Sir James, kurzgeschlossen und diesem einiges berichtet. Er hoffte, dass Sir James die richtigen Anweisungen gab und John unblutig aufgehalten werden konnte.

Suko ging noch einmal zu den beiden Gestalten hin, die er überwältigt hatte. Aneinander gefesselt lagen sie im hohen Gras, von einem vorbeifahrenden Auto aus kaum zu sehen. Sie waren beide bewusstlos. Suko wollte sie später abholen lassen. Für ihn gab es wichtigere Dinge zu tun.

Sein Freund John musste aus der Misere, in der er sich zur Zeit befand, befreit werden. Und in diesem Zusammenhang stand noch ein Name ganz oben auf Sukos Liste.

Dr. Justus Franklin!

Dieser verbrecherische Arzt und Erfinder der Mind-Maschine war brandgefährlich. Dafür, dass er erst am Beginn stand, hatte er schon einiges bewegen können. Suko brannte darauf, ihm die entsprechenden Fragen zu stellen.

Zuvor wollte er mit London telefonieren. Vielleicht war John bereits gesichtet worden, zudem hatte er mit Sir James vereinbart, sich zu melden.

Suko setzte sich in den BMW, ließ die Tür offen und stellte die Verbindung her. Sir James hob sehr schnell ab. Er schien auf den Anruf gewartet zu haben.

»Haben Sie ihn, Suko?«

»Leider nein, Sir.«

»Das hatte ich mir gedacht. Es ist wie verhext. Wir finden John ebenfalls nicht. Er ist wie vom Erdboden verschwunden. Ich habe eine stille Fahndung ausgelöst. An den großen Ausfallstraßen stehen Streifenwagen, weitere sind unterwegs, sie befinden sich in ständiger Alarmbereitschaft. Die Männer wissen genau, auf wen sie zu achten haben. Wenn John erscheint, werden sie versuchen, ihn festzunehmen.«

»Gut, Sir. Haben Sie die Leute dementsprechend gewarnt und ihnen gesagt, dass sie ihn nicht töten sollen?«

»Das versteht sich.«

»Er griff mich an, Sir. Er wollte mich und meinen Wagen zerstören. Ich bin ihm entwischt, hatte aber Ärger mit den beiden bereits Verwandelten und konnte sie ausschalten. Es wäre gut, wenn Sie veranlassen könnten, dass die beiden abgeholt werden, Sir. Bevor ich in die Stadt zurückfahre, möchte ich nämlich diesem Dr. Franklin noch einen Besuch abstatten.«

»Allein?«

»Natürlich.«

Sir James räusperte sich. »Dann geben Sie acht, dass es Sie nicht auch noch erwischt.«

Suko lachte. »Keine Sorge, ich bin gewarnt.«

»Dann kann ich Ihnen nur die Daumen drücken. Wir jedenfalls werden hier in London die Augen ebenfalls offen halten, obwohl ich nicht einmal davon überzeugt bin, dass sich John Sinclair in der Stadt zeigen wird. Ich glaube, dass er seine Pläne geändert hat.«

»In welcher Richtung?«

»Wenn er tatsächlich als Raubritter durch die Lande zieht, dürfte es ihn nicht in eine Millionenstadt ziehen. Er wird sich an die Dinge erinnern, die der Knight of Gorman erlebt hat. Dann könnte er möglicherweise auf dem Land bleiben.«

»Nicht schlecht gedacht, Sir.«

»Halten Sie die Augen offen. Vielleicht hat ihn Franklin auch als seinen persönlichen Leibwächter zurückgeholt. Wir jedenfalls hören wieder voneinander.«

»Ist klar, Sir.«

Suko unterbrach die Verbindung. Er blieb noch für eine Weile nachdenklich sitzen und starrte ins Leere. Diesen Fall empfand er als eine drückende Last, die wie ein Alp auf seinem Rücken hockte.

Es war nicht einfach, eine Lösung zu finden, besonders deshalb nicht, weil er John Sinclair als seinen Feind ansehen musste, was ihm John ja auch sehr deutlich zu verstehen gegeben hatte.

Suko zog den Wagenschlag zu. Er kümmerte sich um seine Gefangenen nicht mehr. Die waren neben der Fahrbahn gut aufgehoben, bis sie abgeholt wurden. Dieser Dr. Justus Franklin war wichtiger.

Den Weg kannte Suko. Er hatte das Haus schon erreicht gehabt, war aber nicht hineingegangen, weil John Sinclair als Ritter Tod erschienen war und ihn angegriffen hatte. Eine Begegnung, über die er während der Fahrt näher nachdachte. Er konnte sich nicht vorstellen, wie es zu diesem Seelentausch gekommen war, obwohl John das Kreuz als Beschützer bei sich trug.

Oder hatte man es ihm abgenommen? Damit rechnete Suko ebenfalls. Dr. Franklin war kein heuriger Hase, der wusste genau, was er tat.

Suko fuhr langsam. Er achtete auf jede Kleinigkeit und rechnete sogar damit, angegriffen zu werden, was jedoch nicht geschah.

Auch als er von der Fahrbahn abbog, geschah nichts, was ihn misstrauisch gemacht hätte.

Das Herrenhaus des Dr. Franklin lag in einem Park. Weite Rasenflächen, Blumenbeete, gepflegte Wege, das alles deutete auf die Hand eines Gärtners hin.

Schon beim ersten Besuch war Suko die Leere aufgefallen, die um das Haus herum herrschte. Ihm war der Begriff Toteninsel eingefallen, so ähnlich sah es hier aus. Niemand befand sich im Garten.

Er hörte keine Stimmen, er sah keine Bänke, keine Gartenstühle, auch keine Tische auf dem hellen Grün des Rasens stehen. Es war ein totes Gebiet.

Vor dem Haus hielt er nicht an. Suko rollte an der Fassade vorbei.

John Sinclair war mit seinem Rover gefahren, er musste den Wagen irgendwo geparkt haben. Da er vor dem Haus nicht zu finden war, wollte Suko an der Rückseite nachsehen.

Der Inspektor lenkte den BMW über die weiche Erde. Wie ein sanftes, dunkles Raubtier schob sich das Auto voran. Blätter schleiften über die Karosserie und glitten auch an den Außenseiten der Fenster entlang. Der Motor schnurrte leise, als wäre er eine Katze, die sich ungemein wohl fühlte.

Suko umfuhr das Haus und erreichte die Rückseite, wo die Umgebung längst nicht so gepflegt aussah wie vorn. Das nahm der Chinese nur mit einem Seitenblick wahr. Viel mehr interessierte ihn der Rover, der dort einsam und verlassen stand. In seiner Nähe ließ Suko den Wagen ausrollen und blieb noch einige Zeit sitzen.

Nichts tat sich. Keine Bewegung am oder im Rover und auch nicht, soweit er sehen konnte, hinter den wesentlich kleineren Fenstern an der Rückseite. Das Haus wirkte leer.

Er stieg aus. Die warme Luft war wie eine Decke, die sich über ihn legte. Suko suchte den Boden ab, weil er nach bestimmten Spuren forschte. Er sah die Fußabdrücke tatsächlich, die das hohe Gras geknickt hatten. Wenn er die Richtung verfolgte, so endeten sie genau vor einer Hintertür. Dort hatten die Personen das Haus betreten.

Genau das Richtige für den Inspektor!

Vor der Tür blieb er für einen Moment stehen und blickte sich noch einmal um, weil er sich vergewissern wollte, ob er allein war.

Er war zufrieden, als er niemanden entdeckte.

War die Tür verschlossen? Nein, denn als Suko seine Hand auf die Klinke legte und sie nach unten drückte, konnte er die Tür aufziehen.

Mit gemischten Gefühlen betrat er das große Herrenhaus des Dr.

Franklin…

***

Suko fand sich in einem Gang wieder. Wie ein Kellerflur sah er nicht aus, zudem vermisste Suko den Schmutz und Staub, der sich in diesen unterirdischen Räumen zumeist ablagerte.

Er ging davon aus, dass auch John Sinclair den Gang durchgeschritten war. An seinem Ende sah er eine Tür. Es gab nur diesen Ausgang, und Suko hatte diesmal weniger Glück, denn die Tür war verschlossen.

Er nahm seine Lampe zu Hilfe, um sie anzuleuchten. Wo normalerweise ein Türschloss sitzt, sah er nichts. Die glatte Fläche wurde nicht unterbrochen.

Was tun?

Er leuchtete gegen die Decke, strahlte auch die Wände an, weil er damit rechnete, von einer Kamera beobachtet zu werden. Aber das war nicht der Fall.

Ein anderer hatte ein Einsehen mit ihm. Als Suko das summende Geräusch hörte, schreckte er zunächst zusammen, bis ihm auffiel, dass es von der Tür herkam und so etwas wie eine Aufforderung war.

Suko drückte die Tür auf. Ein kurzes Antippen reichte bereits, dann konnte er den Raum betreten, in dem sich die Helligkeit vornehm zurückhielt. Es lag an den bis zum Boden reichenden Vorhängen. Da sickerte kaum Licht durch.

Suko ging sofort von der Tür weg und baute sich mit dem Rücken zur Wand auf. Seine Hand befand sich nahe der Beretta.

Wenn nötig, konnte er sie blitzschnell ziehen und schießen.

Das brauchte er nicht. Ihm drohte keine äußerliche Gefahr, obgleich Suko den Eindruck hatte, nicht allein in dem Raum zu sein.

Irgendwo musste jemand lauern.

Suko sah die Umrisse von drei Fenstern. Rechts von seinem Standort zeichnete sich ein Schreibtisch ab. Sehr wuchtig. Suko glaubte auch zwei Stühle zu sehen. Einer hinter dem Schreibtisch, der andere stand in einem ziemlich großen Abstand davor.

Wo befand sich die Person, die ihm die Tür geöffnet hatte? Im Raum? Oder beobachtete sie ihn von außerhalb?

»Bleiben Sie dort stehen, wo Sie sind!« vernahm er plötzlich die sonore und tiefe Stimme eines Mannes. Den Sprecher hatte er immer noch nicht entdeckt. Er musste sich in dem Raum aufhalten, denn seine Stimme war nicht über Lautsprecher gekommen.

»Ja, ich warte, Mr. Unbekannt. Nur lassen Sie sich nicht zuviel Zeit, die habe ich auch nicht.«

»Das versteht sich.«

Die Antwort verklang, dann hörte Suko Schritte. Von der rechten

Seite her, weit hinter dem Schreibtisch, klangen sie auf, und zwar dort, wo keine Helligkeit mehr hindrang. Die Gestalt bewegte sich innerhalb der Düsternis, erreichte den Schreibtisch und zog dort den Stuhl etwas vor, weil sie sich setzen sollte. Dabei schabten die Beine über den Steinfußboden.

Der Mann setzte sich. Suko ging davon aus, dass es sich um Dr. Franklin handelte. Noch war er nur schattenhaft zu erkennen. Er bewegte den rechten Arm und drückte mit dem Finger auf einen kleinen Schalter. Eine Lampe spendete Licht.

Es war eine Schreibtischleuchte mit einem Metallständer. Als Schirm diente ein breiter Zylinder, schwarz und weiß gefärbt, so dass die Lichtmenge in eine bestimmte Richtung geleitet wurde. Es war ein kaltes Licht, aber es passte zu dieser grauen Dunkelheit, und es erhellte nur einen bestimmten Ausschnitt der Schreibtischplatte.

Allerdings fielen Streifen auch gegen das Gesicht des Mannes hinter dem Schreibtisch. Suko hatte den Eindruck, als würde die Helligkeit vom dunklen Bart aufgesaugt, der die untere Gesichtshälfte umgab. Ebenso dunkel war das Haar. Heller dagegen die Gläser der Brille, auf denen sich das Licht brach.

Der Mann saß da, ohne sich zu rühren. Er schaute Suko nur an, bis er nickte. »Sie sind Asiate?«

»Chinese.«

»Gut. Und was hat Sie zu mir geführt?«

»Ein Kollege ist verschwunden.«

»Soll ich damit etwas zu tun haben?« Dr. Franklin breitete die Arme aus und tat unschuldig.

»Das glaube ich schon, Mister.«

Der Mann nickte. »Wollen Sie mir das nicht näher erklären?«

»Das ist Ihre Sache. Ich will wissen, was Sie mit John Sinclair gemacht haben.« Während der Worte trat Suko langsam vor. Franklin blieb ruhig sitzen. Er ließ sich nicht irritieren.

Als Suko seinen Schritt stoppte, nickte er. »In der Tat, Sie haben recht, Mister. Es gibt diesen John Sinclair, und er war sogar bei mir. Stellen Sie sich das vor. Aber jetzt ist er nicht mehr da. Er ging weg, einfach so.«

Suko beugte sich vor, lächelte, stemmte seine Handflächen auf die Schreibtischkante und nickte. »Ja, er ging weg. Aber nicht so, wie er gekommen war, Doktor.«

»Da haben Sie recht. Ich nahm bei ihm einen Seelentausch vor. Er kam als John Sinclair und ging als Ritter Tod. Sein Pech, dass gerade er Ritter Tod wurde, es hätte auch einen anderen erwischen können, glauben Sie mir.«

»Ich bedanke mich für Ihre Offenheit«, sagte Suko mit falscher Freundlichkeit. »Nur hätte ich gern mehr von Ihnen gewusst. Über

Johns Vorhaben, zum Beispiel.«
»Franklin lächelte. »Haben Sie ihn zufällig gesehen?«
»Allerdings.«
»Dann kann ich mir große Erklärungen, ersparen.« Franklin flüsterte mehr. »Ich habe dafür gesorgt, dass er zu einem anderen wird. Die Seele eines Verstorbenen ist in seinen Körper eingedrungen und hat Besitz von ihm genommen. Es fand ein Austausch der Persönlichkeiten statt. Sehr simpel im Prinzip, aber gleichzeitig genial. So ist das immer bei den einfachen Dingen.«
Suko nickte. »Sehr gut, wirklich. Nur möchte ich, dass Sie John Sinclair wieder zurückholen.«
»Ich?« Dr. Franklin lachte. »Können Sie mir sagen, wie ich das bewerkstelligen soll?«
»Nein, das ist Ihr Problem.«
»Sorry, ich kann ihm nichts mehr befehlen. Der Austausch hat stattgefunden. Er ist endgültig, wenn Sie verstehen.«
»Mittlerweile ja. Ich kenne die beiden anderen. Napoleon und den Henker. Sie wollten mich unbedingt umbringen. Dass ich hier bin, zeigt Ihnen, dass sie es nicht schafften.«
»In der Tat. Wie geht es ihnen denn?«
»Nicht schlecht, aber auch nicht gut. Sagen wir so, ich habe sie aus dem Verkehr gezogen.«
Franklin ließ seinen Blick über Sukos Gestalt gleiten. »Sie werden lachen, das glaube ich Ihnen sogar. Ja, ich glaube Ihnen, dass Sie das geschafft haben.« Er lehnte sich zurück, gab sich entspannt. »Aber seien wir ehrlich, was haben Sie damit erreicht?«
»Die beiden können keinen Schaden mehr anrichten. Besonders der Henker nicht.«
»Schön, bliebe das Problem Sinclair.«
»Deshalb bin ich hier.«
»Sie glauben also, dass ich Ihnen eine Lösung anbieten kann?«
»Das glaube ich nicht. Sie werden es müssen, denn ich werde Sie dazu zwingen, Franklin.«
»Ach ja? Wie denn? Mit Gewalt?«
»Meinetwegen auch das. Allerdings plädiere ich für andere Methoden. Die Mind-Maschine zieht mich besonders an. Sie kommt mir gerade recht. Vielleicht wäre es gut, wenn man sie zerstört.«
Franklin bewegte seine Augenbrauen. »Damit wäre mein Lebenswerk zerstört.«
»Ich sehe es anders. Ich hätte der Menschheit damit einen großen Dienst erwiesen.«
Der Arzt überlegte. Er blieb gelassen wie der große Sieger, was Suko nicht gefiel. »Wissen Sie, das Problem ist doch folgendes. Sie wollen etwas zerstören, das mächtiger und größer ist als Sie, weil es von

Kräften geleitet wird, gegen die Sie nicht ankommen – okay?«

»Reden Sie weiter!«

»Es sind Kräfte, die es seit Urbeginn der Zeiten gibt, die allerdings von den Menschen nie erfasst oder begriffen werden konnten.«

»Schwarze Magie.«

Franklins Zeigefinger stach vor und zielte auf Sukos Brust: »Wie gut Sie doch Bescheid wissen. Dann brauche ich nichts mehr zu sagen. Wenn Sie das erraten haben, werden Sie auch wissen, dass man als normaler Mensch dagegen machtlos ist.«

Suko nickte. »Da haben Sie recht als normaler Mensch nicht. Nur sehe ich mich nicht so. Ich bin zwar ein normaler Mensch, aber auch unter ihnen gibt es Personen, die sich auf gewissen Gebieten auskennen. Schwarze Magie, zum Beispiel.«

»Ach?« Dr. Franklin lächelte überheblich. »Wollen Sie damit andeuten, dass Sie ein Fachmann sind?«

»In aller Bescheidenheit – ja.«

»Wie Sinclair?«

»Genau.«

Franklin lächelte wieder. »Nur war er leider nicht Fachmann genug. Ihn hat es erwischt.«

»Ich bin gewarnt, Franklin.«

Der Arzt hob die Schultern. »Es hat keinen Sinn, dass wir hier herumreden. Ich will Ihnen nicht helfen, weil ich es nicht kann. Wirklich, ich kann ihn nicht zurückholen. John Sinclair ist Ritter Tod, er wird seinen Weg gehen müssen.«

»Dabei war er geschützt.«

»Sagen Sie nur.« Franklin staunte Suko so intensiv an, dass es ihn sofort als Lügner entlarvte. »Wie sollte er denn geschützt gewesen sein?«

»Er trug eine Waffe, einen Dolch und ein Kreuz.«

»Ein Kreuz tragen viele.«

»Stimmt, Doktor. Nur ist Sinclairs Kreuz etwas Besonderes. Ein wahrer Schutzengel, der sehr sensibel auf schwarzmagische Angriffe reagiert. So etwas ist einmalig.«

Franklin schüttelte so heftig den Kopf, dass die Lichtstrahlen blitzende Reflexe auf seine Brillengläser warfen. »Es tut mir leid, aber da kann ich Ihnen nicht weiterhelfen.«

»Sie wissen also nichts davon?«

»So ist es.«

»Das wiederum glaube ich Ihnen nicht. Hätte John Sinclair das Kreuz getragen, wäre es niemals zu diesem ungewöhnlichen Austausch der Geister oder Seelen gekommen. Es hätte ihn beschützt. Also muss man es ihm abgenommen haben.«

Franklin verengte die Augen. »Sie meinen also, dass ich ihm Kreuz

und Waffe genommen habe?«

»Davon gehe ich aus.«

»Aber das ist Unsinn!« rief der Arzt. »Der blanke Unsinn ist das!«

»Darf ich mich davon überzeugen?«

»Wie?« Dr. Franklin blieb noch sitzen. Nur hatte sich seine Haltung verändert. Jetzt sah er aus, als wollte er jeden Augenblick hochspringen und angreifen.

»Mit einer Durchsuchung.«

»Ach?« Er stand tatsächlich auf. »Sie wollen mich durchsuchen, Mister?«

»Nicht nur Sie. Ich kann meine Arbeit auf das Haus ausweiten. Es macht mir nichts aus, Doktor. Für mich ist die Zeit des Redens vorbei, verlassen Sie sich darauf.«

»Hm.« Franklin nickte und erweckte den Endruck eines Mannes, der aufgegeben hatte.

Es mochte am Licht gelegen haben, dass Suko nicht sofort reagierte, als Franklin zurücksprang und aus seinem Gürtel eine Waffe hervorriss. Er lachte hart auf. Suko erkannte noch, dass es sich bei der Waffe um Johns Beretta handelte, dann schaute er bereits in das Mündungslicht, als Franklin feuerte…

***

Johnny Conolly stand vor seinen Eltern Sheila und Bill. Er atmete heftig, der Schweiß rann ihm aus allen Poren. Er war schmutzig.

Gras, Blätter und Lehm klebten an seiner Kleidung und auch im Gesicht, ein Zeichen, dass er hingefallen war.

»Ob ihr es glaubt oder nicht. Onkel John wollte mich mit einem Schwert ermorden.« Diesen Satz brachte er noch hervor, dann erfolgte die Reaktion auf den erlebten Schock, und Johnny fing an zu weinen. Er lief auf seine Mutter zu, die mit ihrer Hand über das braune Haar streichelte, den Kopf gedreht hatte und ihren Mann Bill unverwandt anstarrte. Ihr Blick war ebenso leer wie der des Reporters.

Beide konnten die Ungeheuerlichkeit der Worte nicht fassen.

Zwischen den Erwachsenen stand das Schweigen. Heiß brannte die Sonne in den Garten, wo neben dem Swimmingpool ein großer, gelbweißer Sonnenschirm Schatten spendete. Bill und Sheila hatten sich bei diesem Wetter einen faulen Tag im Garten gemacht, bis zu dem Zeitpunkt, als Johnny erschienen war und sie aus ihrer Lethargie gerissen hatte.

Er war mit Freunden unterwegs gewesen. Sie hatten eine Radtour machen wollen, und mitten im Wald war der Ritter auf seinem Pferd erschienen. Mit gezogenem Schwert und bereit, die Freunde zu überfallen. Johnny und die anderen waren ihm entkommen. Das Pferd des Ritters hatte das Fahrrad mit den Hufen zertrampelt.

Aber das Gesicht unter dem Helm war das von John Sinclair gewesen, Johnnys Patenonkel.

Trotz der Hitze spürte Bill die kalte Haut auf seinen Armen.

»Noch mal, Johnny«, sagte er flüsternd. »Wer soll dich überfallen haben? Ein Ritter mit John Sinclairs Gesicht?«

»Ja, Daddy.«

»Das glaube ich nicht!« rief Bill spontan.

»Dad, er wollte mich umbringen. Er – er hat mit dem Schwert nach mir geschlagen. Hätten sich die Hufe seines Pferdes nicht in den Speichen des Vorderrads verhakt, wäre es um mich geschehen gewesen. Onkel John wollte mich töten!«

Bill hob beide Hände und drehte die Innenflächen seinem Sohn entgegen. »Junge, bist du dir darüber im klaren, welche Anschuldigungen du hier stellst?«

»Natürlich, Dad.«

»Und das kannst du alles beweisen, was du gesagt hast?«

»Ja. Denn meine Freunde haben es auch gesehen. Sie sind meine Zeugen. Wir alle sahen den Ritter.«

»John Sinclair?«

»Den erkannte nur ich. Meinen Freunden ist er unbekannt. Ich bin gefahren und gerannt, er immer hinter mir her.«

Bill wischte sich den Schweiß von der Stirn, wobei er den Kopf schüttelte. »Verdammt noch mal, das kann ich nicht glauben, das will nicht in meinen Schädel.«

»Ich mache dir einen anderen Vorschlag«, sagte Sheila. »Rufe beim Yard an, am besten Sir James.«

»Ich könnte mich lächerlich machen.«

»Dann versuche es bei Suko.« In Sheilas Blick war jetzt etwas Zwingendes. »Bitte, Bill, hier ist etwas geschehen, das wir beide nicht begreifen können…«

Er winkte ab. »Ja, schon gut, ich werde telefonieren.«

»Wir warten.« Sie ging mit ihrem Sohn in den Schatten unter den Sonnenschirm. Die Karaffe mit dem Saft hatten sie mitgenommen.

Johnny trank zwei Gläser leer.

Bill stand am Telefon und rief in Johns Büro an. Es war besetzt. Er versuchte es bei Sir James direkt und hörte bereits am Klang der Stimme, dass etwas geschehen sein musste.

»Conolly hier, Sir.«

»Ah ja.«

»Sir, es geht um eine Sache, die mir nicht in den Kopf will. Lachen Sie mich nicht aus. Was ich Ihnen berichte, stammt von meinem Sohn Johnny. Er will John Sinclair als Ritter gesehen haben und…«

»Was?« Sir James schrie das eine Wort dermaßen laut, dass Bill erschrak und den Hörer vom Ohr weghielt. »Was haben Sie da gesagt?

Wo hat Johnny ihn gesehen?«
»Im – im Wald.« Sogar der Reporter fing an zu stottern.
»Genauer!«
»Dann stimmt es doch, Sir?«
»Ja, zum Henker. Holen Sie bitte Ihren Sohn ans Telefon. Ich muss eine genaue Beschreibung haben. Schnell…«
»Sofort, Sir.«
Aschgrau im Gesicht lief der Reporter in den Garten. Sheila und Johnny sahen ihm natürlich an, dass etwas geschehen war. »0 Gott«, flüsterte Sheila nur und stand auf.
Bill nickte, als er bei ihnen stehen blieb. »Du hast recht, Johnny, es stimmt. Komm mit ans Telefon, Sir James persönlich will mit dir sprechen. Er ist ganz aufgeregt.«
Der Junge stand auf. »Was soll ich ihm denn sagen, Daddy?« fragte er, als er neben seinem Vater zum Haus ging.
»Weiß ich auch nicht. Wahrscheinlich will Sir James wissen, wo es genau geschehen ist.«
»Das weiß ich.«
»Um so besser.« Bill war vorgelaufen, er reichte seinem Sprössling den Hörer.
Johnny meldete sich mit zaghafter Stimme. Sir James sprach so laut, dass Bill und Sheila mithören konnten. Auch sie hatte es nicht mehr draußen gehalten. Mit geballten Händen stand sie neben ihrem Mann, eine Gänsehaut zeichnete ihr Gesicht.
Beide bewunderten ihren Sohn, der ruhig und gelassen die Fragen des Superintendenten beantwortete. Sehr genau beschrieb er den Ort, wo sie auf den Ritter getroffen waren.
»Und hast du gesehen, Johnny, wo er hingeritten ist?«
»Nein, Sir.«
»Auch nicht die ungefähre Richtung?«
»Sorry, Sir, aber ich hatte etwas anderes im Sinn.« Johnny wischte über sein verklebtes Gesicht. »Ich – ich wollte nur weg.« Er drehte den Kopf, weil Nadine; die Wölfin, ebenfalls den Wohnraum betreten hatte und sich beschützend neben Johnny stellte. Vorhin hatte sie gespürt, dass etwas anders war. Durch ihr Knurren waren die Conollys aus der nachmittäglichen Lethargie gerissen worden.
»Jedenfalls danke ich dir für diese Informationen, Johnny. Du hast uns damit einen sehr großen Gefallen erwiesen, das kannst du mir glauben. Jetzt gib mir deinen Vater, bitte.«
»Natürlich, Sir, bye…«
Bill nahm den Hörer. »Das hätte ich nicht für möglich gehalten, Sir. Aber wie ist das möglich?«
»Ich kann es Ihnen nicht genau sagen, Bill. Es geht um einen gewissen Dr. Franklin, der eine Mind-Maschine erfunden hat. Ein

Gerät, das einen Seelenaustausch vornehmen kann. In Johns Körper ist die Seele eines Raubritters aus dem Mittelalter gefahren. Eine Rüstung und ein Pferd standen bereit, dieser Franklin hat an alles gedacht, Bill, an alles.«

»Dann hat sich John also verändert«, murmelte der Reporter.

»Verdammt, was wollen Sie tun?«

»Wir müssen ihn stoppen.«

»Und wie?«

»Vielleicht schafft es Suko. Er ist bereits zu diesem Dr. Franklin unterwegs.«

»Das ist gut, Sir. Soll ich auch?«

»Nein, Bill. Tun Sie sich und den anderen den Gefallen und bleiben Sie bei Ihrer Familie. Halten Sie die Augen auf.«

»Das werde ich, Sir.«

»Gut, wir hören wieder voneinander.« Der Superintendent legte auf und Bill ebenfalls. Er drehte sich um. Dabei machte er einen völlig konsternierten und auch hilflosen Eindruck. Er hob einige Male die Schultern und flüsterte: »Ich kann es nicht fassen. Bei jeder anderen Person hätte ich es geglaubt, nur nicht bei John Sinclair. Wie ist so etwas möglich, frage ich euch?«

»Magie!« sagte Sheila.

»Aber John ist geschützt.«

»Wer weiß, in welche Falle er geraten ist, Bill? Wer kann das schon sagen?«

»Ja, du hast recht.«

»Mummy, ich möchte unter die Dusche.« Johnny schneuzte seine Nase. »Kann Nadine mit?«

»Natürlich, sie wird auf dich achten. Bitte, beeil dich. Wir wollen lieber zusammenbleiben.«

»Klar, Mummy.«

Johnny und Nadine verschwanden, Bill ging zu einem Sessel und ließ sich nieder. Er fühlte sich wie ein begossener Pudel, schüttelte permanent den Kopf und murmelte Worte, die er selbst kaum verstand. Jedenfalls konnte er das Geschehen nicht fassen und fand keine Erklärung.

»Raubritter«, sagte Sheila leise. »Sie lebten damals und waren Mörder. Selbst vor Johnny hätte er nicht haltgemacht, stell dir das mal vor, Bill. Selbst vor Johnny nicht.«

»Ich weiß, aber du kannst ihm nicht einmal einen Vorwurf machen, wenn er besessen ist. Ich habe nicht richtig mithören können. Was hat ihn derart verändert?«

»Eine Mind-Maschine.«

»Was ist das denn?«

Bill hob die Schultern. »Ich habe keine Ahnung. Den Begriff habe ich

auch heute zum ersten Mal gehört.«

»Jedenfalls müssen wir uns damit abfinden und fertig werden, Bill.«

»Nein, Sheila, nein, wir werden etwas tun.«

»Und was?«

»Weiß ich nicht. Ich kann nicht untätig hier herumsitzen und gleichzeitig wissen, dass John Sinclair als ein Fremder, ein Mörder, ein Totschläger durch die Gegend läuft.«

»Da hast du recht.« Sheila tupfte mit einem Taschentuch über ihre feuchte Stirn. »Stell dir mal vor, John taucht plötzlich hier auf. Stell dir das mal vor!«

»Warum sollte er?«

Sheila schluckte. »Vielleicht will er seinen Plan zu Ende führen und Johnny töten.«

»Du bist…« Das letzte Wort wollte dem Reporter nicht über die Lippen. Wenn er recht über Sheilas Worte nachdachte, hatte sie gar nicht mal so daneben gegriffen.

»Nun?«

»Das wäre fatal!« flüsterte Bill.

»Nicht nur das. Es wäre einfach grauenhaft.«

»Du wirst mich vielleicht jetzt auslachen, Bill, aber irgendwie richte ich mich darauf ein.«

»Was dann?«

»Ich denke schon darüber nach, ob wir ihn überzeugen können, es nicht zu tun. Aber was sollen wir tun, wenn er alles zerstört, was sich ihm in den Weg stellt? Aus John ist ein Raubritter geworden, eine Gestalt aus dem Mittelalter, die du mit einem Killer der heutigen Zeit gleichsetzen kannst.«

Bill widersprach nicht. Sheilas Gedanken entsprachen auch seinen Befürchtungen. Länger darüber nachdenken konnten sie nicht, weil Nadine sie ablenkte.

Die Wölfin hatte es nicht mehr bei Johnny ausgehalten. Dass sie ihn verlassen hatte, war sicherlich nicht ohne Grund geschehen. Zudem kam ihnen das Verhalten des Tieres ungewöhnlich vor. Nadine machte auf sie einen sehr wachsamen Eindruck, als hätte sie etwas Besonderes erlebt oder gewittert.

Sie schlich in den Livingroom, drehte kurz den Kopf und deutete so etwas wie ein Nicken an, bevor sie auf die offene Terrassentür zulief und nach draußen verschwand.

Bill erhob sich. »Sheila«, flüsterte er, »da stimmt etwas nicht.«

»Wegen Nadine?«

»Klar.«

»Hoffentlich behalte ich nicht recht, Bill«, flüsterte sie und sah, dass ihr Mann ihr einen bedenklichen Blick zuwarf, bevor er tief durchatmete und ebenfalls den Livingroom verließ.

Er blieb dicht hinter der Tür stehen, durch die ausgefahrene Markise vor den Sonnenstrahlen geschützt. Der Glutball war am Himmel weitergewandert und stand nicht mehr so hoch.

Bill schaute der Wölfin nach, die den Garten durchquert hatte. Er spürte auch die Nähe seiner Frau. Sheila sprach kein Wort, er hörte sie nur atmen.

Die Wölfin lief quer durch den Garten und stoppte erst, als sie fast die Grenze des Grundstücks erreicht hatte. Selbst aus der Distanz war für Bill und Sheila zu sehen, wie sich ihr Fell sträubte.

»Komm«, sagte der Reporter. Er spürte Sheilas Hand in der seinen, als sie den Garten betraten. Bill hatte plötzlich das Gefühl, sich auf einem fremden Gelände zu bewegen und nicht auf dem eigenen Grundstück. Obwohl alles so aussah wie sonst, hatte es sich verändert. Es war eine Gefahr vorhanden, nur konnte sie von den beiden nicht erfasst werden.

Dafür von Nadine, die ihrem Instinkt folgte, nicht dem Verstand.

In der Stille des Gartens hörten sie das Knurren der Wölfin. Demnach näherte sich die Gefahr.

Bill spürte, dass Sheila seine Hand stärker drückte. Sie hatte etwas gesehen. »Da, schau, hinter dem Grundstück, wo die Tannen stehen. Sie bewegen sich.«

Sheila hatte recht. Es lag nicht am Wind, denn der wehte kaum.

Außerdem schaffte er es nicht, Zweige von dieser Stärke zur Seite zu biegen, so dass Platz geschaffen wurde.

Platz für eine Gestalt auf dem Pferd.

Für Ritter Tod!

Sheila und Bill trauten ihren Augen nicht. Sie standen da wie die Ölgötzen. Nur Nadine bewegte sich, sie schlich rückwärts, als hätte sie ebenfalls Angst vor dem Fremden, auf dessen Rüstung sich das Sonnenlicht spiegelte und als Reflexe durch den Garten huschte. Es war ein Bild, das selbst innerhalb dieser gewaltigen Hitze eine unheimliche Kälte ausströmte. Mehr ein Grauen, mehr der Geruch von Blut, Tod und Vernichtung.

»Das kann nicht wahr sein«, hauchte Sheila. »Das – das will nicht in meinen Kopf.«

»In meinen auch nicht.«

»Aber es ist John – oder?«

Bill Conolly nickte sehr langsam. »Ja, es ist John Sinclair. Jedenfalls kann ich eine Ähnlichkeit mit ihm nicht leugnen.« Er atmete scharf aus. »Das hätte ich nicht gedacht.«

Sie sprachen nicht mehr, zuckten allerdings zusammen, als sich die Gestalt auf dem Pferderücken nach vorn beugte und durch eine Bewegung dafür sorgte, dass sich sein Tier auf den Hinterbeinen aufrichtete und plötzlich sprang. Mit einem Satz setzte es über den

Zaun hinweg – und blieb auf dem Rasen des Gartens stehen.

Nadine zog sich zurück. Sie jaulte auf. Wahrscheinlich spürte sie, dass bei John Sinclair ein Austausch stattgefunden hatte. Sie merkte das Böse, sie konnte es nicht fassen und zog sich deshalb noch weiter zurück.

Sinclair oder Ritter Tod starrte auf Bill und Sheila. In seinem Gesicht bewegte sich nichts. Er blieb hocken und hob plötzlich sein Schwert an.

»Jetzt!« keuchte Sheila.

Sie hatte sich nicht getäuscht. Das Anheben der Waffe war für ihn so etwas wie ein Startsignal gewesen. Einen Augenblick später ritt er an…

***

Ich hatte es geschafft und mein Ziel erreicht!

Ein Ziel, das sich erst später herauskristallisiert hatte, denn zuvor hatte ich den direkten Weg in die Stadt einschlagen wollen. Dann waren mir die Jugendlichen über den Weg gelaufen, und ich hatte meine Pläne geändert. Es ging mir dabei um einen großen Jungen, der mir bekannt vorkam. Tief in meinem Innern hatte sich etwas gerührt. Da war die Seele aufgewühlt worden, eine Seele, die mir selbst fremd war, doch in ihrem tiefsten Innern noch etwas anderes beinhaltete.

Ich war der Spur gefolgt, dem Jungen nach, aber er war zu schnell gewesen. Nur dieses unbekannte Ding auf zwei Rädern hatte ich zerstören können.

Ich ritt weiter, ich hörte in meinem Kopf keine Stimme, nur ein Signal. Es war wie ein Strahl, dem ich folgen konnte. Ein Impuls, der mich leitete, mich weiterführte zu einem Ziel hin, das nicht in der Stadt lag, sondern außerhalb.

Wo, das konnte ich nicht sagen, aber ich folgte der Spur, ich musste ihr einfach folgen.

So hatte ich den Wald verlassen und bewegte mein Pferd durch das flache Gelände. Von den Personen sah ich nichts mehr, aber das Signal leitete mich.

Schon bald erschienen die ersten Häuser. Ich war überrascht, sah keine Festungen mehr, keine Burgmauern, sondern ungewöhnliche Hütten. Manche sehr groß, andere wieder klein.

Und ich sah die Menschen.

Manchmal ritt ich durch schmale Straßen, wo mir die Gegenstände auf vier Rädern entgegenfuhren. Sie rollten an mir vorbei. In ihnen saßen Leute, die durch Scheiben schauten, mich anglotzten, manchmal Signale abgaben, die so schrill waren, dass sie mein Pferd erschreckten.

Ich wollte nicht mehr auf den Wegen reiten, sondern ließ das Pferd

über Zäune steigen, ritt durch Gärten, um das neue Ziel endlich erreichen zu können.

Das Signal führte mich weiter. Eine Botschaft in meinem Hirn, die sich immer weiter ausbreitete, die sogar stärker wurde, so dass ich merkte, nicht mehr weit entfernt zu sein.

In den Gärten saßen oft Menschen. Manche sogar schamlos nackt.

Ich wäre am liebsten dazwischengegangen, aber ich musste weiter, mein neues Ziel lockte.

Auf einem schmalen Weg fuhr mir ein Gegenstand auf Rädern entgegen. Auf dem Dach bewegte sich etwas. Licht kreiste, und der Weg war so eng, dass ich nicht an dem Wagen vorbeikam.

Zwei Männer stiegen aus. Sie waren gleich gekleidet und rannten mir entgegen. »Stopp, bleib stehen, verdammt!«

Ich spürte Wut in mir, hielt tatsächlich an, aber ich umklammerte den Schwertgriff.

»Okay, Junge, jetzt runter von deinem Gaul. Die Maskerade ist vorbei, endgültig.«

Auch hinter mir hörte ich Stimmen. Dort liefen ebenfalls Menschen zusammen. Die Männer hatten mich wütend gemacht. So sprach man nicht mit einem Ritter, nein, nicht so.

»Geht aus dem Weg!« fuhr ich sie an. »Hinfort mit euch, ihr Pöbel!«

»Hä?« Die beiden schauten sich an, schüttelten die Köpfe. Sie begriffen nichts.

»Weg!« Diesmal hatte ich sehr scharf gesprochen, doch sie hörten nicht und blieben stehen. Da ritt ich an!

Die Männer in den ungewöhnlichen Kleidungsstücken staunten, sie schrien auch, was mich nicht kümmerte. Wenn sie nicht aus dem Weg gingen, mussten sie dafür büßen.

Ich hatte den rechten Arm gehoben. Wenn es sein musste, wollte ich mir mit der Klinge den Weg frei schlagen. Sie sollten schon merken, was sie davon hatten.

Sie bekamen plötzlich Angst. Bevor sie von einem Pferdehuf getroffen werden konnten, warfen sie sich zur Seite. Der eine nach rechts, der andere nach links. Ich ritt durch die Lücke und auf diesen Gegenstand auf vier Rädern zu. Schon öfter hatten mich diese Dinge geärgert. Diesmal würde ich stärker sein.

Hinter mir gellten die Stimmen der beiden Männer. Was sie riefen, war mir egal, es kümmerte mich nicht weiter. Ich würde ihnen zeigen, dass man mit mir nicht so umgehen konnte.

»Stehen bleiben, zum Teufel! Wir schießen!« Ich hörte ihre Worte und musste lachen.

Womit wollten sie denn – schießen? Ich hatte weder einen Bogen noch Pfeile bei ihnen entdeckt. Nein, das konnte nicht stimmen. Sie logen mich an, sie wollten, dass ich Angst bekam.

Der Knall erreichte mich nur schwach, da ich noch immer den Helm trug. Etwas sirrte an mir vorbei und peitschte rechts neben meinem Pferd zu Boden, von dort sprang es ab und jaulte davon.

Was das war, wusste ich nicht, ich jedenfalls ritt weiter. Das Pferd scheute etwas, als das Hindernis zu dicht vor ihm auftauchte.

Vorbei konnte es nicht, es gab keine Lücke. Und ich wollte nicht, dass mein Tier stehen blieb.

Also drüber.

Ich drückte meine in Eisen gekleideten Füße in die Weichen und hörte das schrille Wiehern. Das Tier bockte, ging dann aber weiter.

Ja, so musste es sein.

Die Hufe hämmerten auf das Hindernis. Da brach und knirschte es. Beulen entstanden, und beim nächsten Schritt des Pferdes hörte ich ein Platzen und Splittern, als einer der Hufe direkt gegen einen hellen Ausschnitt schlug.

Mein Tier scheute. Ich riss hart an den Zügeln und zwang es dazu, weiter zu gehen.

Es trommelte über das Dach. Der blinkende Gegenstand brach.

Splitter rutschten in verschiedene Richtungen weg. Das Pferd rutschte aus, wäre fast gefallen, ich riss es noch einmal hoch, so dass es weitergehen musste, und ich schaffte es.

Mit den Vorderhufen hämmerte es auf den hinteren Teil des Gegenstandes, wo es wieder dicke Beulen hinterließ. Ich trieb es weiter. Es rutschte, fing sich, dann hatten wir den Weg erreicht, wo es besser gehen konnte.

Hinter mir hörte ich die wilden Schreie. Es waren die Stimmen der beiden Männer. Sie riefen Sätze, die ich verstand, aber nicht begreifen konnte.

»Der ist irre, der ist völlig verrückt! Das glaubt uns keiner. Dieser verfluchte Idiot…«

Weshalb sollte ich mich darum kümmern? In meinem Kopf spürte ich wieder die anderen Gedanken, die Schwingungen, die mich an das richtige Ziel bringen würden. Weit war es nicht mehr.

Ich ritt die Straße entlang und dann nach links. Über eine kleine Mauer hinweg stieg das Tier. Danach wühlten sich die Hufe in einen weichen Boden und zerhackten Beete.

Jemand rannte auf mich zu. Der Mann hielt etwas in seinen Händen. Es sah aus wie der Spaten eines Bauern. Damit wollte er schlagen. Ich ließ ihn dicht an mich herankommen, hob mein Schwert an, so dass er erschrak und stehen blieb. Da schlug ich zu.

Der Mann schrie.

Nicht, weil ich ihn verwundet hatte, sondern vor Überraschung.

Er konnte es nicht fassen, dass meine Klinge seinen Spatenstil einfach geteilt hatte.

Er war blass geworden und ging zitternd zurück. Das sah ich nicht mehr, denn ich trieb das Tier weiter, immer dem Signal nach, das in meinem Kopf zu hören war. Es war wie eine raunende Stimme, der flüsternde Hauch des Windes, der mich vorantrieb, denn ich musste einfach dorthin. Da würde ich den finden können, der vor mir geflohen war. Ich würde ihn stellen und sehen, was dann geschah.

Ein Zaun wurde von einer Hecke verborgen. Ich durchbrach beides. Mein Schwert half mir dabei, die Schneise zu schlagen und mich meinem Ziel näher zu bringen.

In meinen Augen spürte ich ein gewisses Brennen. Es war zu vergleichen mit einem Glanz, der sich ausgebreitet hatte. Wie ein Fieber, das in meinem Innern tobte und mich anheizte.

Ein kleiner Bach kreuzte meinen Weg. Das Pferd wollte trinken, ich zerrte es weiter. Es ging gebückt, es lahmte nicht, aber es war erschöpft. Dabei musste es durchhalten, und es würde auch durchhalten, das schwor ich mir. Ich schaute wieder nach vorn und auf eine lange dunkle Reihe von unterschiedlicher Höhe.

Es waren Nadelbäume, die dort wuchsen. Jemand hatte sie zu einer Reihe aufgepflanzt.

Auf sie ritt ich zu. Sie standen dicht zusammen, als wollten sie eine Wand bilden, durch die niemand kommen konnte.

Nicht für mich. Ich lachte auf, als ich mein Schwert hob und mit der Klinge zuschlug, wobei ich mich etwas vorgebeugt hatte.

Längst war mir klargeworden, dass nur die Bäume mich noch von meinem Ziel trennten.

Dahinter musste es liegen. Ich war endlich da.

Ich schlug weiter, zerstörte auch den Rest, der mir den Weg noch versperrte – und kam durch. Ja, ich hatte freie Sicht!

Vor mir lag der Garten. Auch so komisch wie die anderen. Nicht sehr groß, mit viel Wiese und einem Sonnenschirm an einem viereckigen, mit Steinen eingefassten Teich in der Mitte. Jetzt konnte ich mir Zeit lassen und den Garten zunächst einmal mit meinen Blicken durchforsten.

Ich sah die Menschen, aber auch das Tier! War es ein Hund?

Obwohl es so aussah, wollte ich daran nicht glauben. Ich erinnerte mich an die dunklen Wälder, durch die ich nach meinen Raubzügen ritt. Dort waren mir ähnliche Tiere begegnet, wobei ich die meisten von ihnen getötet hatte.

Das Tier hier lebte – und knurrte mich an.

Es hatte sein Maul weit geöffnet. Die Zunge schlug in gewissen Abständen hervor. In dem offenen Helm bewegte ich den Kopf und schaute das Tier direkt an. Unsere Blicke trafen sich.

Da spürte es meine Kraft. Ich sah, wie es rückwärts ging und mich dabei im Auge behielt. Ich schaute über den Wolf hinweg.

Zwei Menschen standen an ihrem Haus. Sie hielten sich an den Händen und sahen mich an.

Ich spürte etwas!

Waren sie fremd? Nein, ich hätte sie eigentlich kennen müssen, aber ich hatte sie nie gesehen – oder?

Etwas in meinem Kopf wuchs zu einem gewaltigen Sturm heran, der mich völlig durcheinander brachte. Ich war hier, man hatte mich geleitet und gleichzeitig irritiert.

Was war denn nun geschehen? Und wo steckte der Junge? Dass er hier sein musste, war mir klar, nur konnte ich ihn nicht sehen.

Wahrscheinlich hatte er sich versteckt.

Ich wollte ihn haben und trieb mein Pferd wieder an. Der Druck war hart. Mit den Hufen riss es ein Stück des Zaunes entzwei, dann hatte ich endlich freie Bahn…

***

Zielen, schießen und treffen.

Das sind drei verschiedene Dinge. Für Könner und Kenner verwischen sie dermaßen, dass sie oft zu einer fließenden Bewegung werden. Bei Suko war es der Fall, nicht bei Dr. Franklin.

Wahrscheinlich hatte er in seinem Leben zu wenig geschossen, und wenn, dann möglicherweise nur auf ein Ziel, das ruhig vor ihm stand oder lag. Bei Suko war es etwas anderes.

In das Mündungsfeuer zu schauen und sich zur Seite zu hechten gehörte zusammen. Ein Mensch kann nicht schneller sein als eine Kugel. Das Silbergeschoss hätte ihn sicherlich auch erwischt, wenn Dr. Franklin ein guter Schütze gewesen wäre, aber das war er nicht.

Das Geschoss verfehlte Suko. Es sirrte vorbei und klatschte hinter ihm in die Wand.

Franklin brüllte wütend und enttäuscht auf, denn Suko war aus seinem Blickfeld verschwunden, lag am Boden, drückte sich zurück und stieß die Beine gleichzeitig vor.

Mit den Füßen erwischte er den Schreibtisch. Das hatte er so gewollt. Schwer war er nicht. Er geriet in Bewegung und rutschte auf Dr. Franklin zu.

Der wollte noch zur Seite ausweichen, was ihm aber nicht gelang.

Der Schreibtisch erwischte ihn hart an der Hüfte. Er gab einen wütenden Schrei ab. Der Treffer hatte ihn um die eigene Achse gewirbelt. Die Beretta hielt er fest und suchte ein neues Ziel.

So schnell wie Suko konnte er nicht reagieren. Der Arzt sah den hochwachsenden Schatten, als sich der Inspektor vom Boden aus in die Höhe katapultierte. Er bekam noch mit, wie etwas aus dem Schatten herauswuchs.

Er schwenkte seinen Arm.

Der Karatetritt erwischte ihn zwischen Hals und Schulter. Franklin ächzte auf. Plötzlich dachte er nicht mehr an seine Waffe. Nur den bösen Schmerz merkte er, der seine rechte Seite brennen ließ wie Feuer. Die Gestalt des Chinesen verwischte vor seinen Augen.

So sehr er sich auch anstrengte, er bekam sich selbst und sein Umfeld nicht mehr in den Griff.

Franklin taumelte, als hätte er zuviel getrunken. Er ging mal nach rechts, dann wieder nach links. Der gesamte Raum kam ihm vor wie eine schwankende, graue Insel.

Suko hatte leichtes Spiel. Dr. Franklin merkte gar nicht, wie ihm die Pistole aus den Fingern gedreht wurde. Suko nahm sie an sich und steckte sie ein.

Dann packte er den Mann, wirbelte ihn herum und stieß ihn von sich. Franklin rechnete damit, zu Boden zu fallen, doch Suko hatte gut gezielt und ihn in den Sessel geschleudert, der zum Schreibtisch gehörte. Das Stahlrohrmöbel wippte, es kippte nicht, so dass Dr. Franklin darin hocken blieb.

Die Lampe war wie durch einen glücklichen Zufall noch auf der Schreibtischplatte stehen geblieben, am Rand zwar, aber sie brannte weiter, und Suko stellte sie so hin, dass wenigstens der Großteil des Scheins über die Gestalt des Doktors fallen konnte.

Der gute Franklin sah ziemlich bescheiden aus. Von seiner Arroganz, von seiner kalten Überheblichkeit und von seinem Zynismus war so gut wie nichts mehr vorhanden.

»Reicht es?« fragte Suko.

»Was?«

»Wollen Sie noch einmal schießen, Franklin? Das war ein bewaffneter Angriff auf einen Polizeibeamten, ein Mordversuch, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

Franklin umklammerte seine Schulter und bewegte die Fingerkuppen, als wollte er die getroffene Stelle besonders massieren. Dabei zuckten seine Lippen, nur redete er nicht, sondern saugte scharf den Atem ein. Seine Augen waren derart verdreht, dass Suko schon das Weiße darin erkennen konnte. War Franklin am Ende?

So recht wollte Suko das nicht glauben. Typen wie dieser Wissenschaftler zählten zu den Fanatikern und waren oftmals im Laufe ihres Lebens durch mehrere Höllen gegangen.

Körperlich hatte er etwas mitbekommen. Ob er auch seelischen Schaden erlitten hatte, wusste Suko noch nicht. Zudem machte der Inspektor nicht den Eindruck, als würde er klein beigeben. Er baute sich vor dem Arzt auf, untersuchte ihn nach weiteren Waffen, fand jedoch nichts. Leider auch nicht John Sinclairs Kreuz oder dessen Dolch.

Er trat etwas zurück, die Haltung behielt er bei. »Okay, Doktor, Sie

sind auf der Verliererstraße. Die beiden Helfer können Sie vergessen und sich selbst bald auch, wenn es so weitergeht. Das war der Anfang, Franklin, und es kommt auf Sie an, wie ich Sie weiter behandele.«

Franklin verzog den Mund und atmete zischend. »Verdammt, wollen Sie mich foltern?«

»Davon habe ich nichts gesagt. Ich bin nur der Meinung, dass ungewöhnliche Dinge auch ungewöhnliche Mittel erfordern. Alles klar in dieser Richtung?«

»Nein, nichts ist klar. Ich weiß überhaupt nicht, was Sie von mir wollen!«

»Mehr über Sinclair will ich wissen.«

Franklin lachte. »Ich kann Ihnen da nichts sagen. Es gibt ihn nicht mehr, wenigstens nicht so, wie Sie ihn kennen. Er ist jetzt Ritter Tod, verstanden?«

»Durch die Mind-Maschine?«

»Ja.«

»Wo ist sie?«

Franklin schrak zusammen. Wahrscheinlich hatte er die Frage erwartet und sich davor gefürchtet. »Wie – wie meinen Sie das? Wollen Sie die Maschine haben?«

»Richtig.«

»Ich – ich habe keine Ahnung. Ich sie ist nicht mehr hier. Ich gab sie weg.«

Suko holte tief Luft. »Hören Sie, Franklin, wenn Sie mich auf den Arm nehmen wollen, müssen Sie früher aufstehen. Ich gebe Ihnen nicht viel Zeit, doch ich gehe davon aus, dass ich in der folgenden Minute erfahren habe, wo ich die Maschine finde.«

Franklin starrte ihn an. Suko senkte den Blick nicht, er schaute dem anderen hart ins Gesicht. In seinen Augen musste ein Ausdruck liegen, der den Doktor erschreckte, denn er nickte und gab anschließend eine kompromissbereite Antwort. »Es wird Ihnen nicht viel nutzen, wenn Sie die Maschine besitzen.«

»Wie kommen Sie darauf?«

»Sie ist nur für mich gedacht. Ich habe sie hergestellt.«

»Wo ist sie?«

»Hinter Ihnen!«

Suko machte nicht den Fehler und wandte Franklin den Rücken zu. »Sorry, aber ich habe keine Maschine gesehen.«

»Es ist auch keine Maschine, nur ein Helm, verstehen Sie? Wie bei einem Motorradfahrer.«

»Ach ja?« Suko ging zurück, ließ den Mann nicht aus den Augen und umrundete den Schreibtisch an der Vorderseite. Er sah den zweiten Stuhl und auch den auf der Sitzfläche liegenden Helm, den er vorsichtig in die Höhe hob und ihn sich anschaute.

»Das ist sie?« fragte er auf dem Rückweg Dr. Franklin, der als Antwort nickte.

»Interessant, wirklich interessant.« Suko lächelte. »Der Name Maschine ist wohl etwas weit hergeholt, meine ich.«

»Man kann den Helm aufsetzen und ihn einschalten.«

»Was geschieht dabei?«

»Ein Seelentausch. Sie schlüpfen in die Rolle einer anderen Person, die längst tot ist.«

»Aha. Wie dieser Ritter, der Henker oder Napoleon, wenn ich das richtig sehe.«

»Genau.«

Suko drehte den goldenen Helm zwischen seinen Händen und entdeckte auch den Schalter an der Außenseite. »Kann ich ihn hiermit anstellen?«

Franklin nickte. Er fühlte sich unwohl und mochte es nicht, den Helm, seine Erfindung, in den Händen eines anderen zu sehen, der zudem noch auf ihn zukam und etwas sagte, das ihn erschreckte.

»Die Praxis geht immer über die Theorie, Franklin. Ich werde den Helm an Ihnen ausprobieren.«

»Warum?« keuchte er.

Suko schaute ihn von oben herab an. Der Blick des Mannes begann zu flackern. Dr. Franklin wusste nicht, wohin er schauen sollte. Auf Suko oder auf den Helm.

Der Inspektor hielt die Mind-Maschine mit beiden Händen fest.

Er hob sie an und probierte über dem Kopf des Mannes aus, ob der Helm auch passen würde.

»Verdammt, lassen Sie das!«

»Nein, Meister.«

Mit einem Ruck presste er den Helm über Franklins Kopf. Der Arzt wollte aufstehen, spürte jedoch Sukos Hand. Gegen deren Druck kam er nicht an. Er musste hocken bleiben.

»So ist es gut!« flüsterte Suko. »Immer schön brav bleiben, dann passiert nichts.«

»Was wollen Sie?«

Suko lachte auf. »Was ich will, Franklin? Ich möchte nur sehen, wie Ihre berühmte Mind-Maschine funktioniert. Sagen Sie mir eine Person, mit der Sie gern die Seele tauschen würden.«

»Sie sind verrückt!«

Suko ließ sich nicht beirren. »Es muss doch im Laufe der Geschichte jemanden gegeben haben, der Sie gern gewesen wären. Ich möchte Ihnen wirklich den Gefallen tun, Franklin. Wenn Sie mir keine Antwort geben, werde ich mir selbst eine aussuchen.«

»Nein, das können Sie nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Ich habe die Maschine erfunden, nicht Sie. Ich kenne sie in- und auswendig…«

Suko unterbrach ihn. »Sie ist ausgeschaltet, nicht wahr?«

»Natürlich.«

»Was würde wohl geschehen, wenn wir uns nicht einigen könnten und ich die Maschine einschalte, Dr. Franklin? Sie hat dann keinen Befehl bekommen und würde sich auf gewisse Art und Weise selbständig machen. Vielleicht sucht sie sich dann selbst die Seele eines Toten aus, mit der sie die Ihre tauscht.«

»Das wagen Sie nicht!«

»Glauben Sie wirklich?« Sukos Zeigefinger kam dem Schalter immer näher.

»Nein, verdammt!«

»Also habe ich recht!«

Dr. Franklin holte tief Luft. »Ich weiß es nicht, ich kann es nicht sagen, weil ich es noch nicht ausprobiert habe. Ich will nicht, dass die Maschine außer Kontrolle gerät. Vielleicht geraten wir in das Fadenkreuz des Teufels, alles ist möglich – alles.«

»Das denke ich mir auch.« Suko lächelte kalt. »Bisher habe ich Ihnen nur diese beiden Möglichkeiten zur Auswahl gegeben, es gibt allerdings auch eine dritte Alternative.«

»Und welche?«

»Ich will John Sinclairs Kreuz und auch seinen Dolch, denn Sie müssen die beiden Dinge haben!«

Der Arzt fiel nicht in sich zusammen, auch wenn es im ersten Augenblick so aussah. Nur seine Schultern zuckten. Suko hörte ihn schnaufen. Mit seinem Vorschlag hatte er ihn in Verlegenheit gebracht.

»Überlegen Sie nicht zu lange, Franklin, und erzählen Sie mir nicht, dass Sie über das Kreuz nicht Bescheid wüssten.«

Er nickte mit dem Helm auf seinem Kopf, so dass die Mind-Maschine leicht verrutschte. »Doch«, gab er leise zu, »doch, ich weiß Bescheid. Ja, ich kenne das Kreuz.«

»Haben Sie es auch?«

»Ich nahm es ihm ab.«

»Gut, und wo legten Sie es hin?« fragte Suko.

»Schreibtisch«, flüsterte er, »ich habe es in den Schreibtisch gelegt, beides…«

»Herzlichen Dank!« erklärte Suko mit spöttischer Stimme. Ohne den Arzt aus den Augen zu lassen, bewegte er sich auf den Schreibtisch zu und baute sich dort so auf, dass er die Schublade aufziehen konnte.

Dr. Franklin hockte auf dem Stuhl wie ein Häufchen Elend. Manchmal bewegte er den Kopf von einer Seite zur anderen. Er schluckte dabei, er atmete gepresst, und er musste mit ansehen, wie

Suko zunächst den Dolch und danach das Kreuz aus der breiten Schublade hervorholte. Beides hob er in die Höhe.

»Das war's«, sagte er.

Franklin stierte ihn an. »Und jetzt?« flüsterte er. »Was haben Sie vor? Sie haben doch alles.«

Gelassen schlenderte der Inspektor auf Franklin zu. »Nein, etwas fehlt in meiner Sammlung.«

»Wieso? Was denn?«

Suko ließ den Dolch und das Kreuz verschwinden, bevor er wieder den Helm umfasste und ihn vom Kopf des Mannes nahm, der sichtlich aufatmete, weil die unmittelbare Gefahr vorbei war.

Suko schob den Schreibtisch näher an Franklin heran und stellte auch die Lampe anders hin, damit ihr Licht in den Helm fallen konnte. »Schauen Sie mal hinein.«

»Ich kenne ihn.«

»Im Gegensatz zu mir. Was bedeutet die Lampe, die ich da an der rechten Seite sehe?«

»Sie – strahlt die Magie ab.«

»Magie oder Licht?«

»Beides wohl.«

»Schön, Dr. Franklin, dann kommen wir mal zur Funktion des Schalters. Zwei Einstellungen sind also möglich. Ist das korrekt?«

»Ja, es stimmt.«

»Wunderbar, so kommen wir der Sache schon näher. Zwei Richtungen, zwei Funktionen, Franklin. Welche?«

»Ich – ich…«

»Reden Sie!«

»Es ist – es ist…«

Er musste sich erst konzentrieren. »Die Maschine hat zwei Funktionen. Einmal wird Sie Ihren Gemütszustand beeinflussen, wenn Sie traurig sind. Die Lampe strahlt ein Licht ab, das dem der Sonne entspricht.«

»Was bedeutet dies?«

»Dass sich Ihre Tage, die trübe sind, aufbessern werden. Sie geraten in einen euphorischen Zustand. Sie werden gut drauf sein. Das ist das Prinzip der Mind-Maschine. Sie verändert Ihren Geist.«

»Eigentlich nichts Schlechtes oder?«

»Das nicht.«

»Weshalb also die andere Seite?«

»Ich wollte es probieren!« erklärte er. »Ich wollte sehen, ob ich das Negative ebenso einfangen kann wie das Positive. Und das ist mir gelungen, Mister.«

Suko nickte. »Dabei hat Sie das Negative besonders interessiert, wie ich annehme.«

»Stimmt.«

»Leider tendieren die Menschen immer dorthin, wenn es ihnen zu gut geht«, sagte Suko und fragte dann: »In welche Richtung muss ich den Knipser bewegen, um die schlechten Gedanken oder den fremden Geist locken zu können?«

Franklin schwieg. Als Zeichen presste er seine Lippen hart zusammen, mehr sagte er nicht.

»Dann probiere ich es selbst aus. Es gibt ja nur zwei Möglichkeiten«, erklärte Suko.

»Nach links.«

»Danke.« Der Inspektor lächelte.

»Wollen Sie das wirklich tun? Ich meine, ohne dass der Helm auf einem Kopf sitzt. Oder wollen Sie mir…?« Er schauderte zusammen und wurde von regelrechten Angstschauern geschüttelt.

Suko runzelte die Stirn. »Verdient hätten Sie es, Franklin, aber ich werde es nicht tun. Ich setze die Mind-Maschine weder Ihnen auf den Kopf noch mir selbst.«

Franklin atmete auf.

»Dennoch«, so fuhr Suko fort, »werde ich den Versuch starten und das Böse hervorholen. Ich bin gespannt, was alles zum Vorschein kommt, wenn man sich nicht auf eine bestimmte Person konzentriert.«

»Verdammt, das kann ins Auge gehen. Das – das habe ich noch nie probiert. Vielleicht gerät die Mind-Maschine außer Kontrolle, Mister. Es ist riskant.«

»Das gehört zu meinem Job«, erklärte Suko.

»Bitte, Mister, ich sage es nicht zweimal. Es ist riskant. Die Geister, die Sie möglicherweise rufen, werden Sie nicht mehr los. Es kann ein Geisterland entstehen…«

»Sie wissen Bescheid.«

Franklin ging auf die letzte Bemerkung nicht ein. »Möglicherweise erscheint auch der Teufel und wird sich schrecklich rächen, verstehen Sie?«

Suko winkte ab und kam noch einmal auf den Vergleich mit dem Zauberlehrling zu sprechen. »Wissen Sie, Franklin, aus dem Alter des Zauberlehrlings bin ich heraus. Ich weiß genau, was ich tue. Obwohl es sich überheblich anhört, aber mit Dämonen und Mächten der Finsternis habe ich meine Erfahrungen sammeln können. Sie brauchen sich nicht zu fürchten, ich bin bei Ihnen.«

»Verrückt!« keuchte der Arzt. »Sie – sie sind einfach verrückt. Mehr kann ich dazu nicht sagen.«

»Ihr Problem.«

Suko holte das Kreuz hervor. Nach links musste er den Schalter drücken, das hatte ihm Franklin gesagt. Suko glaubte nicht, dass dieser Mensch ihn angelogen hatte. Nicht in einem derart gestressten

Zustand.

Er legte das Kreuz neben den Helm, dessen offene Seite nach oben ragte. Den Finger hielt er schon am Schalter.

Dr. Franklin konnte nicht sitzen bleiben. Er hatte sich halb aufgestellt und mit den Händen auf den Lehnen abgestützt. »Bestimmt geraten wir in das Fadenkreuz des Teufel, bestimmt!«

»Dann zerreißen wir es«, erklärte Suko lässig, zögerte nicht länger und drückte den Schalter nach links.

Er sah, wie Franklin die Arme hob. Eine lächerlich wirkende Geste, auch wenn sie verzweifelt aussehen sollte. Ein leiser Protest drang ebenfalls an Sukos Ohren, auf den er allerdings nicht achtete, denn ein anderes Geräusch war wichtiger.

Es war ein Summen und klang aus der Öffnung des Helms hervor. Leitungen summten oft auf diese Art und Weise, wenn sie sich von einem Mast zum anderen spannten. Aber Strom floss sicherlich nicht durch den Helm, höchstens ein Strom der Schwarzen Magie, aber der war kaum messbar.

Dr. Franklin hatte von einer Lampe gesprochen, die das Licht der Sonne abstrahlte. Die kleine Lampe hatte Suko gesehen, sie blieb allerdings ausgeschaltet. So schaute er weiter, ohne dass er selbst etwas von der Magie innerhalb des Helms bemerkte.

Die Spannung hatte sich ein wenig gelöst. Auch bei dem Erfinder der Mind-Maschine. Dr. Franklin stand auf und hüstelte. »Da«, sagte er, »es passiert nichts. Sie haben sich geirrt, Inspektor. Sie haben den Helm eingeschaltet, ohne…«

Suko warf ihm einen scharfen Blick zu, und Franklin redete nicht mehr weiter. »Noch habe ich nichts getan, Doktor, nur eben eingeschaltet, mehr nicht.«

»Was wollen Sie denn noch?« Er sprach überzogen, wie ein Schauspieler auf der Bühne.

»Was ich will? Mit einer Gegenkraft arbeiten, das ist alles. Ich habe das Kreuz…«

»Lassen Sie es – bitte, lassen Sie es.«

Dr. Franklin versuchte es noch einmal, doch bei Suko biss er auf Granit. Was dieser sich einmal vorgenommen hatte, führte er auch durch. Er nickte dem Arzt sogar noch zu, nahm das Kreuz und führte es vorsichtig an den Helm heran, bis er ein schwaches, helles Schimmern auf dem Talisman sah.

Er reagierte.

Auch Franklin bemerkte es. Er war zurückgegangen, hielt den Arm halb hoch und angewinkelt, als wollte er sein Gesicht vor dem Kommenden schützen.

Mit einer entschlossenen Bewegung drückte Suko das Kreuz in die Helmöffnung und damit in die magische Aura. Noch im selben

Augenblick erfolgte die Entladung mit einer vehementen Wucht…

***

Den Jungen sah ich zwar nicht, ich wollte trotzdem mein Zeichen setzen und hatte den rechten Arm angehoben. Durch das Gewicht der Rüstung und des Schwertes war er sehr schwer geworden. In einer Rüstung zu kämpfen war nicht einfach.

Das störte mich nicht, ich war der Knight of Gorman und hatte die Verpflichtung, als Ritter Tod meine Zeichen zu setzen, die aus Zerstörung bestanden.

Während ich ritt und die Hufe meines Pferdes auf den Boden klopften, drangen die Rufe der Frau an meine Ohren. Sie schrie nicht, sie rief einen Namen, den ich auch verstand, damit aber nichts anfangen konnte.

»John! Himmel, John, du bist verrückt!« Die Frau klammerte sich an den neben ihr stehenden Mann und schüttelte den Kopf.

Der stand ebenfalls wie auf dem Sprung. Beide konnten nichts gegen mich ausrichten. Ich würde ihre Behausung einfach zerstören. Das Mauerwerk würde meinem Schwert kaum viel Widerstand entgegensetzen.

Der Wolf war ebenfalls zurückgewichen. Klar, wenn jemand wie ich erschien, verspürten selbst die Raubtiere Furcht. Das erste Ziel war dieses große Segel im Garten. Ein Holzstab mit einem bunten Schirm darüber, in der Nähe standen Bänke, ich würde alles nieder reiten und auch zerstören.

Mit heiseren Rufen trieb ich das Tier an. Nichts, aber auch gar nichts sollte mich stoppen. Ein Kraftstrom durchtoste meinen Körper.

»Verdammt noch mal, John! Bist du denn des Wahnsinns und von allen guten Geistern verlassen!« Der Mann schrie mich an, er wollte mir auch entgegenrennen, doch seine Frau hielt ihn fest. Sie musste ihn regelrecht zurückzerren, denn er machte den Eindruck eines Selbstmörders, der in meine Schwerthiebe laufen wollte.

Ich ritt weiter, erreichte das Zelt, duckte mich unter dem Rand hinweg und hob gleichzeitig mein Schwert noch weiter an, um das obere Segel zu erwischen.

Ich schlug nicht zu. Ich spürte nur, wie der Stoff zerriss und die Klinge eine lange Bahn hinterließ. Die Lücke war entstanden und klaffte dort wie ein langes, breites Maul, bei dem eine Seite wie ein Lappen in die Tiefe fiel und als flatterndes Etwas hängen blieb.

Hart riss ich mit der linken Hand am Zügel. Das Tier wieherte schrill. Ich wollte es stoppen, senkte den Arm und führte den nächsten Schwerthieb kreisförmig. Sehr viel Kraft hatte ich eingesetzt. Sogar das Pfeifen war zu hören, als die Klinge durch die Luft schnitt und dann mit ungeheurer Wucht die Zeltstange traf.

Ein gewaltiges Zittern durchlief den Stab. Mein Schwert hatte eine Kerbe hinterlassen und ihn ein wenig geknickt. Noch hielt er.

Um ihn zu fällen, musste ich zu einem zweiten Hieb ausholen.

Wieder schlug ich zu. Das Splittern wurde begleitet von einem hässlichen Knirschen und Knacken. Dann war ich durch!

Schwerfällig neigte sich das Zeltdach zur Seite. Es fiel nach links, kippte sehr langsam, und ich ritt in die andere Richtung weg, um nicht getroffen zu werden. Die Hufe rutschten über die Steine, dann klopften sie auf den Rasen, wo ich das Tier herumriss.

Das Zelt fiel schwerfällig. Meinen Arm mit dem Schwert stieß ich in die Luft und brüllte gleichzeitig meinen Triumph hinaus, froh, es geschafft zu haben. Meine Augen leuchteten, ich fühlte mich in meiner Rolle wohl. Ich wollte es allen zeigen.

Bis das Zelt auf den Boden kippte, wartete ich. Dann brach auch das Gestänge krachend zusammen, das die Stoffbahnen bisher gehalten hatte. Der Weg zu meinen anderen Zielen war frei. Wer sollte mich jetzt noch aufhalten?

Mein Pferd war unruhig geworden. Es tänzelte auf der Stelle, die Hufe kratzten über die Steine. Im Weg standen mir die Bänke. Das Pferd übersprang sie. Der Weg zu den beiden Menschen war frei.

Sie hatten sich etwas zurückgezogen, standen kreidebleich am Eingang ihres Hauses.

Meine Augen leuchteten. Ich freute mich auf die nächste Zeit und ritt wieder an.

Der Schatten kam von rechts. Er hatte einen Bogen geschlagen und befand sich nicht mehr in meinem Blickfeld, das sowieso eingeschränkt war. Dieser Vierbeiner griff mich auch nicht direkt an, er hatte es auf das Pferd abgesehen. Als er sprang, entdeckte ich ihn.

Da war es schon zu spät für mich, mit dem Schwert zuzustoßen, denn der Wolf wuchtete sich am Hals des Pferdes in die Höhe.

Das gefiel dem Tier überhaupt nicht. Es bekam plötzlich Angst und scheute. Wild und wütend bockte es, das Wiehern schrillte durch den Garten.

Ich kippte nach hinten, erhielt einen Stoß wie von einer mächtigen Faust und schaffte es nicht mehr, mich auf dem Rücken des Tieres zu halten. Nahezu unbeweglich und eigentlich langsam rutschte ich nach hinten und über den Körper des Tieres hinweg.

In der Rüstung konnte ich mich kaum bewegen. Es gelang mir auch nicht, das Rutschen zu stoppen. So kam es, wie es kommen musste. Rücklings fiel ich zu Boden, begleitet von einem Scheppern und Krachen. Was die Menschen nicht geschafft hatten, war dem Wolf gelungen. Er hatte dafür gesorgt, dass mein Pferd scheute.

Ich lag auf den Steinen, war unfähig, mich zu bewegen, und kam mir vor wie ein dicker Käfer, der sich nicht herumrollen konnte. Die

Rüstung, sonst ein Schutz, behinderte mich stark. Ich kam einfach nicht weg und schaute dem Tier zu, das seine Kreise um mich lief und diese immer enger zog. Ich war einfach hilflos.

Das hatten auch Sheila und Bill bemerkt. Ihre erste Furcht war verflogen, sie hätten Nadine für ihre Aktion umarmen können, und Bill startete als erster.

»Gib acht!«

»Klar doch!«

Sheila blieb zurück. Sie sah ihrem Mann nach, der auf mich zulief. Auch ich erkannte ihn und verfluchte den Umstand, der mich zu Boden geworfen und auf gewisse Art und Weise hilflos gemacht hatte. Mit einer Rüstung aufstehen, dabei ohne Hilfe, das war nicht so einfach. Zunächst musste ich mich herumwälzen, wozu es nicht kam, denn der Mann blieb in meiner Nähe stehen und starrte mich an.

Er stand zwar nahe, aber leider zu weit von meinem Schwert entfernt, als dass ich es gegen ihn hätte einsetzen können.

»John, bist du wahnsinnig geworden? Verdammt noch mal, was ist mit dir los?«

Wie hatte er mich angesprochen? Den Namen kannte ich zwar, doch ich hieß nicht so. »Ich bin der Knight of Gorman. Man nennt mich Ritter Tod. Wie hast du mich genannt?«

»Verdammt, du bist John Sinclair!«

Der Name musste mir bekannt sein. Irgendwo in meinem Innern rastete etwas ein. John Sinclair? Ich überlegte, horchte tief in mich rein, als könnte ich dort eine Antwort finden.

»Erinnerst du dich, John? Weißt du nun, wer du wirklich bist? Nicht Ritter Tod oder wie immer du dich auch nennen magst. Du bist John Sinclair, der Geisterjäger. Ein Mann, der die Kräfte der Hölle und der Schwarzen Magie bekämpft.«

Ich verzog das Gesicht. Der Schweiß lief in Strömen über meine Haut. Es gelang mir nicht, mich auf die Seite zu wälzen. Dann hätte ich mich mit Hilfe der Schwertklinge aufstützen können.

»John Sinclair, verdammt«, sagte der Mann, »komm endlich zu dir! Komm zu dir, Mann!«

»Nein, nein, was redest du da?«

Bill Conolly schüttelte den Kopf. Sein Gesicht zeigte einen verzweifelten Ausdruck. Er drehte sich um und warf der Frau einen hilfesuchenden Blick zu.

Inzwischen kam auch die Wölfin näher. Sie hatte sicherheitshalber einen Bogen geschlagen und stellte sich so dicht neben den Mann, dass ihr Körper ihn berührte.

Ich lag auf dem Rücken. Sie war kaum größer als ich, so dass ich sie anschauen konnte. Das Augenpaar faszinierte mich. Es schimmerte in einem hellen Gelb mit einem leichten Grünton in den Pupillen. Dieses

Tier starrte mich derart intensiv an, als wollte es mir eine Botschaft auf telepathischem Wege mitteilen.

Ich blieb ruhig liegen, nur der Atem floss keuchend über meine Lippen. Mit der rechten Hand hielt ich noch immer den Schwertgriff umklammert. Es war mir nicht möglich, die Klinge in die Höhe zu stemmen. Wenn ich den Arm bewegte, so kratzte sie nur über den Boden.

Der Blick dieser Augen irritierte mich. So etwas hatte ich noch nie erlebt. Das Tier und ich standen fast auf der gleichen Stufe.

Ich hielt den Atem an, als es näher auf mich zukam. Der Wolfskörper wuchs wie ein übergroßer Schatten vor mir auf. Das Maul stand offen, die Zunge hing hervor. Ober- und unterhalb blitzten die beiden weißgelben Zahnreihen. Wenn die Pfoten auf den Boden schlugen, hörte ich das leise Tappen.

Es gefiel mir nicht, dass dieser Wolf so nahe an mich herankam und tat, als würde er mich kennen. Um mein Schwert kümmerte er sich nicht. Ich schaffte es zudem immer noch nicht, die Klinge anzuheben.

»John, sie hat dich erkannt. Die Wölfin weiß genau, wer du bist, John! Vor ihr kannst du dich nicht verstecken. Was ist geschehen? Du musst es uns sagen!«

Wieder dieser Name! Bei allen Göttern, was sollte das überhaupt?

Weshalb sprach er mich so an? Ich war nicht dieser John, ich war…

Ja, wer war ich überhaupt?

Mein Gedächtnis wies plötzlich eine Lücke auf. Ich konnte mich nicht mehr erinnern. Der Geist schwebte in einer Leere, dafür sah ich um so besser.

Die Wölfin war so dicht an mich herangetreten, dass ich ihren Kopf schon übergroß wahrnahm. Ich konzentrierte mich auf ihn, auf das Augenpaar und spürte ihre rauhe Zunge, wie sie den Schweiß von meiner Wange leckte.

»Sie hat dich erkannt, John!« rief der Mann. »Du kannst sie nicht täuschen. Nadine weiß, dass du nicht der bist, für den du dich ausgibst. Du hast mit diesem verdammten Ritter Tod nichts zu tun. Begreife das doch endlich. Lass dir helfen!«

Ich bemühte mich um eine Antwort. Nur kam es dazu nicht mehr. Plötzlich spürte ich einen derart wahnsinnigen Schmerz in meiner Brust, dass alles andere nebensächlich wurde.

Auch dem Tier war meine Veränderung nicht entgangen. Es zuckte zurück, bewegte seinen Kopf und stieß ein weinerliches Jaulen aus.

Ich kämpfte gegen eine Kraft an, die mich innerlich zu zerreißen drohte, was mir allerdings nicht gelang. Wie es mir äußerlich ging, konnte ich nicht erkennen, Bill Conolly und seine Frau Sheila sahen es um so deutlicher.

Sheila stand da, hielt den Arm ihres Mannes umklammert und

flüsterte: »Das ist unmöglich, Bill, das kann nicht wahr sein! Was ist mit John denn los?«

»Magie, Mädchen, Magie…« Bill konnte nur flüstern. Auch Nadine hatte sich zurückgezogen. Der Wölfin war es ebenso unheimlich geworden wie den beiden Menschen, und die Szene glich einem Horrorstück aus dem Magielehrbuch.

Der Körper mitsamt der Rüstung lag auf dem Rücken, wo er sich plötzlich drehte. Es war ein rasanter Wirbel, der ihn umfasst hielt.

Immer schneller bewegte er sich im Kreis, während über ihm ein geheimnisvolles Leuchten entstand, das aussah, als hätte jemand Sternenstaub verstreut.

Das Leuchten blieb, nahm sogar eine Form an, die mit der eines Kreuzes zu vergleichen war. Dann geschah es…

Von einem Augenblick zum anderen war John Sinclair verschwunden. Zurück blieb das Pferd, das Bill und Sheila anstarrten, als wäre es nur ein Traumbild…

***

Suko hatte zwar mit einer Reaktion gerechnet, aber nicht mit einer derart heftigen.

Kaum war es ihm gelungen, das Kreuz in den magischen Kraftstrom zu stoßen, da veränderte sich die Umgebung. Es traf ihn wie ein magischer Hammerschlag. Der Raum, der Helm, der Schreibtisch, das alles war noch vorhanden, doch Suko sah es aus einer anderen Perspektive. Er schwebte plötzlich über den Dingen und kam sich dabei vor wie in eine Wolke gepackt.

Unter sich sah er den Helm, er hielt auch das Kreuz fest, weil er die Kette um seine Hand geschlungen hatte. Es war ihm, als würde das Kreuz ihn herausziehen aus dieser Welt und hineintragen in eine andere.

Dr. Franklin schrie. Suko sah, dass er durch den Raum taumelte.

Auch ihn schaute er an und bekam mit, wie sich der Arzt der Mind-Maschine nähern wollte.

Er fasste sie in dem Augenblick an, als die gesamte Szenerie zusammenbrach. Es war ein Sturm, ein Kreisel, der Suko, Franklin und alles andere erfasste und mit sich riss.

Die Mind-Maschine holte die Geister der Toten aus einer fernen Welt. Das Kreuz, im Schnittpunkt einer Schwarzen Magie, erreichte mit seiner Kraft genau das Gegenteil.

Es entführte die Menschen in die Welt der Geister…

***

Sie sahen es, sie starrten in den Garten, sie sahen den zertrümmerten Sonnenschirm, aber sie konnten es nicht fassen. Es war einfach unbegreiflich, was sich vor ihren Augen abgespielt hatte.

John Sinclair war innerhalb eines Strahlengitters verschwunden.
Eine Tatsache – oder?
»Ich – ich kann es noch immer nicht glauben«, flüsterte Sheila. »Es ist nicht fassbar.«
»Was?«
»Hast du das Kreuz nicht gesehen, Bill?«
Der Reporter sah aus, als hätte ihn die Frage aus einer tiefen Gedankenwelt zurück an die Oberfläche gezerrt. »Das Kreuz?« hauchte er und zwinkerte mit den Augen. »Meine Güte, was ist mit dem Kreuz?«
»Du musst es doch gesehen haben!« drängte Sheila. »Es muss dir aufgefallen sein. Das Kreuz schwebte über ihm. Es bestand aus Licht. Hast du das nicht mitbekommen?«
»Ja, schon, aber…«
»Bill, es war kein normales Kreuz. Ich hatte mich auf den Anblick konzentrieren können. Es war das Kreuz unseres Freundes John, sein Talisman, nur nicht als feste Materie, sondern als schimmernder Abdruck, wenn du verstehst.«
»Ja, schon…« Bill dachte nach. »Wieso ist das passiert? Wo kam es her?«
Sheila hob die Schultern. »Sorry, da bin ich überfragt. Jedenfalls lasse ich mich nicht davon abbringen, dass es Johns Kreuz gewesen ist, das ihn geholt und möglicherweise gerettet hat.«
»Geholt – wohin?« Bill befand sich auf dem Weg zu dem abseits stehenden Pferd und drehte den Kopf, um das gleichzeitige Schulterheben seiner Frau zu sehen.
»Ich habe auch keine Ahnung. Da bleibt nur eine andere Dimension als Ziel.«
Bill lächelte über die Antwort seiner Frau. »Alle Achtung, Mädchen, du hast viel gelernt.«
»Hör auf, das meine ich nicht mal spaßig.«
»Ich auch nicht.«
Sie hatten es in der letzten Zeit mit Realitäten zu tun gehabt und gleichzeitig mit einer gefährlichen Magie. Jetzt wurden sie wieder an die Realität erinnert, denn in den weiter entfernt und umliegenden Straßen tat sich etwas. Polizeisirenen jaulten und unterbrachen die Stille dieser ansonsten angenehmen Wohngegend.
»Das gilt uns!« sagte Sheila. Sie drehte sich um und lief ins Haus.
Bill hielt sie nicht zurück, denn er dachte ähnlich wie seine Frau.
Es konnte nur ihnen gelten. Wer so durch die Straßen oder die Gegend ritt wie John Sinclair, eingepackt in eine Rüstung und bewaffnet mit einem Schwert, der musste einfach auffallen.
Sogar das Geräusch eines Hubschraubers vernahm der Reporter.
Er schaute hoch und sah, dass die Maschine ziemlich tief flog. Den

Piloten erkannte er, auch den Fluggast neben ihm, einen Mann, der auch im Hubschrauber noch einen Hut trug.

Sir James?

Er war es tatsächlich, und er hatte dem Piloten Anweisung gegeben, im Garten der Conollys zu landen. Glücklicherweise gehörte die Maschine nicht zu den größeren Modellen. Sie bot normal Platz für zwei Personen und hatte einen Notsitz.

Die kreisenden Rotorblätter sorgten für einen mächtigen Luftwirbel und kämmten das Gras. Die Plane des Sonnenschirms knatterte im Wind, dann schleifte die Maschine mit den Kufen noch einmal über den Rasen, bevor der Pilot aufsetzte.

Die Rotorblätter kreisten noch, als Sir James die Tür aufstieß und ausstieg. Seinen Hut hielt er dabei fest, duckte sich und schüttelte bereits jetzt den Kopf.

Der Reporter hob die Schultern. »Keine Ahnung, Sir. Was hier passiert ist, sehen Sie.«

»Ja, das sehe ich.« Der Blick des Mannes wurde starr. »Da steht noch das Pferd, demnach stimmt es, dass John als Raubritter zu Ihnen gekommen ist?«

»Genau, Sir.«

»Und?«

Bill hob die Schultern. Die Geste sagte eigentlich alles. »Ich kann es nicht begreifen, Sir. Er kam hier auf einem sehr unkonventionellen Wege an, ritt auf das Grundstück, zog seine Waffe und führte sich wie ein Berserker auf.«

»Heißt das, dass er Sie töten wollte?«

»Es wäre möglicherweise im Endeffekt darauf hinausgelaufen«, erwiderte der Reporter.

»Mein Gott, wie soll das enden?« Sir James schüttelte den Kopf.

»Ich habe es zunächst nicht glauben können und wahrscheinlich auch nicht wollen. Jetzt sehe ich es mit anderen Augen. Man hat uns regelrecht vorgeführt, wobei ich mich frage, welche Kräfte dahinterstecken.«

Der Reporter lächelte verkrampft. »Wissen Sie, ich habe John gesehen, ich habe auch versucht, mit ihm zu sprechen, und bin zu dem Schluß gelangt, dass es noch so etwas wie Hoffnung für uns gibt. Ja, es gibt eine Hoffnung.«

»Inwiefern?«

»Er muss etwas gespürt haben, etwas von seinem eigentlichen Leben. Plötzlich erschien das Kreuz übergroß bei ihm und sorgte dafür, dass er vor unseren Augen verschwand.«

»Kann man davon ausgehen, dass John von seinem Kreuz geholt oder gerettet worden ist?«

»Das will ich hoffen.«

»Wo könnte er jetzt sein?«

»Fragen Sie mich was Leichteres, Sir. Ich gehe davon aus, dass er sich in einer anderen Welt befindet. In einer anderen Dimension, im Reich der Geister, was immer man darunter auch verstehen mag.«

Sir James war dieses Thema etwas fremd, er verfolgte es nicht mehr weiter. »Ich habe jedenfalls angeordnet, Alarm zu geben, wenn John Sinclair entdeckt wird.«

»Er ritt zu uns.«

»Richtig. Es trafen laufend Meldungen ein.« Sir James schüttelte den Kopf. »Es ist zum Lachen, wenn ich recht darüber nachdenke. Dieser Ritter Tod war innerhalb der Stadt und bewegte sich auf einem Pferd durch Straßen und Gassen. Er sollte gestoppt werden, doch die Beamten konnten ihn ebenso wenig aufhalten wie ein die Straße versperrender Streifenwagen, über den John kurzerhand hinwegritt. Dutzende von Beulen gaben dem Wagen ein völlig neues Aussehen. Der war fast schrottreif.«

»Das kann ich mir denken.«

Sheila erschien. Sie war umkreist von einem halben Dutzend Beamten, die von den Nachbarn alarmiert worden waren und den Garten sowie die Umgebung durchsuchen wollten.

Sir James trat ihnen entgegen und erklärte, dass sie hier überflüssig waren. Allerdings bat er sie, das Pferd mitzunehmen, dafür hatte keiner Verwendung.

»Wohin denn, Sir?«

Der Superintendent winkte unwirsch ab. »Stellt es meinetwegen auf irgendeine Weide.«

»Natürlich, Sir.«

»Keine Kreativität, diese Leute.« Er schaute ihnen nach, wie sie das Tier abführten. Dann wandte er sich wieder an Bill Conolly.

»Ich kann es mir denken, trotzdem frage ich noch einmal nach. Geht dieses Chaos auf Johns Kappe?«

»Ja.«

»Weshalb?«

Bill hob die Schultern. »Wir wissen es nicht. Es war wohl der reine Zerstörungsdrang. Wenn ich recht darüber nachdenke, empfinde ich es als Glücksfall, dass er zu uns gekommen ist und zuvor Johnnys Spur verfolgt hat. Was meinen Sie, was passiert wäre, wenn er sich ein anderes Ziel gesucht hätte?«

Sir James räusperte sich. »Nicht auszudenken.«

»Auch für John, Sir. Es bestand doch sicherlich der Befehl, ihn zu stoppen.«

»Allerdings.«

Sheila hatte mitgehört. »Hätte es für John auch tödlich enden können?«

Der Superintendent ließ sich Zeit mit seiner Antwort. »Ich kann es nicht ausschließen. Es ist durchaus möglich, dass John nicht überlebt hätte. Eine Rüstung ist zwar im Mittelalter ein guter Schutz gewesen, in der heutigen Zeit kann man im Prinzip darüber nur lachen, wenn Sie verstehen, was ich meine.«

»Natürlich.« Sheila nickte.

»Die Frage ist nur«, sagte Bill, »wo sich John Sinclair jetzt befindet und ob er noch lebt.«

»Ich glaube daran.« Sir James stach mit dem Zeigefinger gegen Bills Brust. »Ich will Ihnen auch den Grund nennen. Sie selbst haben von seinem Kreuz berichtet, das übergroß erschienen ist und John Sinclair einfach mitriss.«

»Das stimmt.«

»Kann ihm das Kreuz etwas zuleide tun? Er ist der Sohn des Lichts, das Kreuz ist praktisch für ihn geschaffen worden. Ich glaube eher, dass es ihn beschützen wird.«

»Falls er es bei sich trug.«

Sir James stutzte und blickte Bill scharf an. »Machen Sie mich nicht verrückt, Bill. Hat er es denn nicht bei sich getragen?«

»Das ist die Frage. Als das Kreuz in seiner vergrößerten Form entstand, da schwebte es vorbei. Es schien von irgendwoher gekommen zu sein, nicht direkt von ihm. Es bleiben immer Zweifel zurück, Sir, sehr starke sogar.«

Sheila mischte sich ein. »Ich rechne sogar damit, dass es jemand aktiviert hat.«

»Und wer, bitte?«

»Tut mir leid, Sir, da bin ich überfragt. Da kann ich nicht einmal raten.«

Bill fiel etwas ein. »Was ist eigentlich mit Suko, Sir? Ich kann mir vorstellen, dass er nicht untätig gewesen ist.«

»Sie haben recht, Bill. Suko versucht, den Fall von einer anderen Seite her aufzurollen. Er hat einem Dr. Franklin, dem Erfinder der Mind-Maschine, einen Besuch abgestattet.«

»Wissen Sie mehr darüber?«

»Nein, noch nicht. Aber ich werde bald mehr erfahren, denn mein nächster Flug führt mich zu diesem Haus.«

Bill schaute zum Hubschrauber hinüber. »Wenn ich das recht überblicke, ist noch ein Plätzchen frei – oder?«

»Der Notsitz.«

»Das reicht für die kurze Strecke. Nehmen Sie mich mit?«

»Meinetwegen.«

Sheila hatte keinen Einwand. Bill lief ins Haus, um seine Waffe zu holen. Johnny begegnete ihm. Frisch geduscht mit noch feuchten Haaren. »Onkel John war hier, nicht wahr? Wie geht es ihm denn?«

Bill hob die Schultern. »Vielleicht gut, vielleicht weniger gut. Aber das werde ich feststellen. Du musst jetzt zusammen mit Nadine auf deine Mutter Acht geben. Versprichst du mir das?«

»Klar.«

»Dann ist es gut. Bis später, Johnny.«

Bill lief wieder in den Garten. Das Lächeln war aus seinem Gesicht verschwunden. Diesmal zeigten seine Züge einen harten Ausdruck…

***

Wo war ich? Wer war ich? Welche Kraft hatte sich meiner angenommen und mich aus der Sonne herausgerissen in eine Fremde hinein, über die ich nachdachte, ohne dabei zu einem Resultat zu gelangen?

Es war alles so anders geworden. Ich hatte kämpfen und zerstören wollen, dann war auf einmal die Kraft entstanden, die mich einfach wegriss. Eine furchtbare Kraft. Sie jagte mir Angst ein und gab mir gleichzeitig so etwas wie Hoffnung.

Jetzt sah ich nichts mehr. Keine Sonne, keinen Garten, ich vermisste mein Pferd, ich sah auch keine Menschen in der Nähe, ich war allein, ganz allein und noch bewaffnet mit meinem Schwert.

Ich lag auch nicht mehr, sondern stand. Das Schwert kam mir schwerer vor als sonst. Seine Klinge warf den Widerschein der Lichter zurück, die von der Höhe her auf mich nieder strahlten. Es waren nur Lichtpunkte, vergleichbar mit einem Sternenhimmel, doch das Licht reichte aus, die Umgebung einigermaßen zu erkennen. Im Freien stand ich jedenfalls nicht, denn hoch über mir wölbte sich eine Bogendecke, die von mächtigen Steinsäulen gehalten wurde. Aus Stein bestand auch der Boden, über den ich schritt, nur war er heller als die Säulen. Es konnte auch am Licht liegen, das sich dort widerspiegelte.

In meinem Kopf hatte sich ein taubes Gefühl ausgebreitet, als hätte mir jemand das Denken oder das Gedächtnis nehmen wollen.

Diese Halle hatte ich noch nie zuvor gesehen, es kam zudem kein Funke der Erinnerung rüber. Alles war fremd.

Auch ich selbst fühlte mich fremd. Ein seltsamer Ausdruck, das stimmte schon, doch ich fand keine andere Erklärung. Ich war mir selbst fremd und wusste nicht einmal genau, wer ich war, wobei das dumpfe Gefühl in meinem Kopf auch nicht zu einer Klarheit beitrug. Alles war anders geworden.

Auch beim Gehen. Als ich den rechten Fuß vorsetzte, da merkte ich erst einmal das Gewicht der Rüstung. Ich schaute an mir hinab.

Meine Stirn legte sich in Falten, denn ich überlegte oder wollte es, doch es kam keine Klarheit.

Nur der Gang war zu erkennen. Einer, der mich wie ein geheimnisvoller Tunnel lockte und dafür sorgte, dass ich weiterging.

Irgendwohin, bis zu seinem Ende.

Ich fühlte mich schlapp. Das Gewicht der Rüstung drückte, wobei ich darüber nachdachte, weshalb ich dieses Ding überhaupt trug. Es war an sich der größte Irrsinn, so herumzulaufen.

Den Begriff für Zeit hatte ich verloren. Vielleicht waren es Minuten, möglicherweise auch Stunden, ich wusste es nicht. Jedenfalls klarte sich irgendwann mein Gedächtnis auf. Das dumpfe Gefühl verschwand, als hätte jemand einen Vorhang weggezogen.

Ich war John Sinclair!

Das leise Lachen konnte ich nicht unterdrücken. Ein Gefühl der Freude, es geschafft zu haben. Ja, John Sinclair, ein Mensch aus London, ein Geisterjäger und Oberinspektor.

Der Reihe nach ging ich vor, wie ein kleines Kind, das erst anfing zu denken. Wieso steckte ich in dieser mittelalterlichen Rüstung?

Freiwillig hatte ich sie bestimmt nicht angezogen. Jemand musste mich in das Eisen gezwängt haben. Wer?

Da ich mittlerweile meine Identität zurückgefunden hatte, musste es mir auch gelingen, weiter nachzudenken und irgendeine Lösung für die Probleme zu finden.

Es gab für mich eine Vergangenheit. Nicht die normale des Alters, mehr eine kurze, in der das geschehen war, was mich zu dem gemacht hatte, was ich jetzt war. Jemand hatte mich manipuliert, mich in die Rüstung gesteckt und mir das Schwert überlassen.

Es schleifte mit der Spitze auf dem Steinboden entlang, als ich zwei Schritte weiterging. Die Rüstung schabte. An manchen Stellen ächzte sie, und ich dachte weiter über mein Schicksal nach.

Wie kam ich in diese Rüstung? In meinem Hirn wirbelten einige Begriffe durcheinander. Da flogen Namen wie Fetzen, sie tauchten auf, sie verschwanden, sie kehrten zurück, stärker als sonst, und sie gruben sich in mein Gehirn ein, so dass ich mich erinnern konnte.

Mind-Maschine!

Der Begriff fiel mir urplötzlich ein. Als dies geschah, hatte ich den Eindruck, als würde jemand den letzten Rest des Vorhangs fortziehen, der mein Denken noch beeinträchtigte. Auf einmal wusste ich Bescheid!

Dr. Franklin, der Henker, der mich in die Falle gelockt hatte. Das Aufsetzen des Helms, das Umdrehen des Schalters, die anschließende Kraft, die einen Seelenaustausch vorgenommen hatte.

›Du wirst zum Ritter Tod werden!‹ Als stünde er in diesem Moment neben mir, so hörte ich Franklin noch sprechen. Jetzt war mir auch klar, weshalb ich die Rüstung trug. Sie gehörte zu einem Ritter wie das Gewehr zum Jäger.

Hinter mir lag also eine Zeit als Ritter Tod. Nur wollte mir nicht einfallen, was ich dort alles erlebt hatte. Ich dachte intensiv darüber

nach. Es tauchten auch ein paar schattenhafte Bilder auf, bis zu dem Zeitpunkt, wo ich das flimmernde Kreuz über meinem Körper liegend erlebt hatte. Von diesem Zeitpunkt an war alles anders geworden. Das Fremde hatte mich verlassen. Mein Kreuz war einfach zu stark gewesen. Wie konnte es jedoch stark sein, wenn ich es überhaupt nicht bei mir trug, denn Franklin hatte es mir abgenommen?

Allmählich gelangte ich zu der Überzeugung, dass ich von einer fremden Macht manipuliert worden war. Irgend jemand trieb ein geheimnisvolles Spiel mit mir, wobei es mir nicht gelang, dies zu durchschauen. Alles blieb diffus und im dunkeln.

Das war nicht gut.

Ich holte tief Luft. Es war eine reine, klare Luft, mit der ich die Lungen füllte. Auch nicht so warm, sie schien aus zahlreichen Filtern und Düsen zu stammen.

Welch eine Welt war dies? Die normale oder eine fremde Dimension? Selbst diese Begriffe kamen mir wieder in den Sinn. Ich merkte allmählich, dass ich wieder der Alte wurde.

Nur die Rüstung störte mich. Ich ging wie ein Storch im Salat, denn ich wollte wissen, wohin dieser von mächtigen Säulen gesäumte Gang führte. Er musste ein Ziel haben, konnte nicht in der Unendlichkeit enden, denn er war durch natürliche Materialien begrenzt.

Nicht nur die normale Rüstung störte mich, den Helm empfand ich als ein wirkliches Hindernis. Ihn wollte ich erst einmal loswerden. Das Schwert lehnte ich gegen eine Säule, hob beide Arme mühselig an und hörte das Knirschen der Scharniere in Ellbogenhöhe, als ich die Arme anwinkelte.

Ich trug noch immer die Handschuhe mit dem eisernen Gelenkschutz. Die Hände presste ich von zwei Seiten gegen den Helm und drehte ihn langsam herum. Es war kein Taucherhelm, er bewegte sich kaum. Ich ertastete dann zwei Sperren, die ich mühsam auslösen konnte. Danach war es ein Kinderspiel, mich von dem Kopfschmuck zu befreien.

Wütend schleuderte ich ihn weg und lauschte dem Echo nach, das scheppernd durch den Gang hallte, als der Helm vor mir herrollte.

Das war geschafft!

Ich freute mich darüber, meinen Hals abtasten zu können, suchte dort nach wunden Stellen, die ich zum Glück nicht fand. Der Helm hatte mir die Haut nicht aufgescheuert.

In der nächsten Zeit beschäftigte ich mich damit, meine Rüstung loszuwerden. Es war nicht einfach, ich suchte die Klammern und Scharniere, zwang mich mehrmals zur Ruhe und konnte schließlich aufatmen, als ich auch den stählernen Beinschutz abzog.

Erst jetzt fühlte ich mich wieder wie ein Mensch! Manchmal freut man sich eben auch über die kleinen Dinge im Leben, die oft wichtiger sind als alles andere.

Ich warf dem Schwert noch einen Blick zu. Es lehnte an der Säule, und ich dachte daran, dass ich eigentlich unbewaffnet war. Mein Dolch fehlte ebenso wie die Beretta, vom Kreuz gar nicht zu reden.

So blieb mir das Schwert als einzige Waffe, von meinen Fäusten einmal abgesehen. Das Gehen fiel mir plötzlich leicht. Da war ein wunderbares Gefühl in mir, als könnte ich fliegen.

Säulen, Bögen, die hohe Decke, das geheimnisvolle Licht – in welch einer Welt befand ich mich?

Viele Schatten lagen stumpf zwischen den Säulen. Sie erreichten das Licht nicht. In der Dunkelheit konnten sich Feinde verbergen, auf mich lauem und angreifen. Ich war vorsichtig, brauchte es aber nicht zu sein, denn die Gewalt schien hier nicht zu existieren.

Ich hörte ein Geräusch. Vor mir, möglicherweise ziemlich weit entfernt, klang es auf. Ein seltsamer Laut, kein Schreien, wohl so ähnlich. Ich blieb stehen und konzentrierte mich auf die mir entgegenwehenden Laute.

Da wusste ich Bescheid! Es war ein Weinen, das Weinen einer Frau, das mich in dieser Einsamkeit erreichte.

Wer konnte das sein? Noch sah ich die Person nicht. Sie musste sich innerhalb der Schatten zwischen den Säulen befinden.

Ich behielt mein Gehtempo bei und wollte nichts überstürzen.

Nur keinen Fehler machen, das war wichtig.

Zu beiden Seiten rahmten mich die hohen Säulen ein. Das Weinen aber klang von der rechten her.

Ich bewegte mich schneller, mein Blick konzentrierte sich auf die rechte Seite, wo sich eine Gestalt abzeichnete. Die Frau oder das Mädchen saß auf einer Mauer, die in Kniehöhe zwei Säulen miteinander verband. Sie hatte eine Sitzposition eingenommen, die erahnen ließ, dass sie trauerte.

Ich hatte mich nicht bemüht, leise zu gehen. Sie musste mich gehört haben, trotzdem unternahm sie nicht den Versuch, ihren Kopf anzuheben und mir entgegenzuschauen. Sie blieb so hocken, hielt den Kopf gesenkt, und eine Hand gegen ihre Stirn gepresst, wobei die Fläche sogar die Augen verdeckte.

Was in ihrer Umgebung geschah, interessierte sie nicht. Sie war allein mit sich und ihrer Trauer. Nicht um einen Fingerbreit veränderte sie ihre Haltung. Als ich vor ihr stehen blieb, nahm sie mich überhaupt nicht zur Kenntnis.

Leise sprach ich sie an. »Wag ist los mit Ihnen? Kann ich Ihnen helfen?«

Die Frau rührte sich nicht. Sie trug ein langes, bis zum Boden reichendes, türkisfarbenes Kleid. Ihr Haar war schwarz, halblang umrahmte es den Kopf. Von ihrem Gesicht konnte ich nicht viel erkennen.

Ich tippte sie an. Erst jetzt schrak sie zusammen. Die Haltung behielt sie bei, aber die Hand rutschte vom Kopf weg. Sie hob den Blick, wir schauten uns an, und ich sah ein blasses Gesicht, an einigen Stellen nur vom Weinen gerötet. Besonders an den Wangen und dicht unter den Augen.

»Wer sind Sie?« flüsterte ich. »Kann ich Ihnen helfen?«

Sie bewegte ihre schwarzen Augenwimpern, schaute aber an mir vorbei ins Leere. »Wer ich bin?« gab sie leise zurück.

»Ja, das hätte ich gern gewusst.«

»Ich bin Valesca, der Engel der Geister…«

Diese Antwort hatte ich nicht erwartet, und mir rann danach eine Gänsehaut über den Rücken.

Der Engel der Geister!

Meine Güte, gab es so etwas überhaupt? Da sie saß, war sie kleiner als ich. Ich schaute zu ihr hinab. »Was ist ein Engel der Geister?« erkundigte ich mich.

»Ein Wächter.«

»Aha, du bewachst also die Geister?«

»Ja, ich habe die Aufgabe, ihre Seelen zu bewachen, aber das ist schwer geworden, denn ich habe versagt. Es ist jemandem gelungen, die Seelen zu stehlen. Ein Seelendieb ist in diese ruhige Welt des Schweigens eingebrochen.«

»Das weiß ich.«

Sie blickte mich direkt an. Ihr Gesicht war eingeschnitten und hatte etwas Puppenhaftes an sich. »Ich sehe dich zum ersten Mal, aber ich kenne dich.«

»Woher?«

»Weil ich deine Seele kenne. Sie ist anders als die anderen. Du bist nicht irgendwer. Man hat – man hat dir die Seele geraubt. Du bist in die Fänge des Seelendiebs geraten, aber jemand hat dir deine richtige Seele zurückgegeben, stimmt es?«

»Das sehe ich auch so. Nur weiß ich nicht, wer das für mich getan hat. Ich kenne ihn nicht.«

Sie lächelte fein. »Deine Seele war eben etwas Besonderes. Sie passte nicht in diese Welt.«

»Die ich nicht begreifen und fassen kann.«

Valesca schaute auf mein Schwert. »Willst du hier die Gewalt hineinbringen?« erkundigte sie sich.

»Nein, nur wenn es nötig ist und ich mich verteidigen muss. Das kannst du verstehen?«

»Natürlich.«

Die nächste Frage war wichtig. »Wer bist du, Valesca? Der Engel der Geister ist mir zu allgemein. Du musst eine Vergangenheit haben. Wie kommst du hierher?«

Sie hob die Schultern. »Es ist eine lange Geschichte, die ich nicht gern erzähle.«

»Versuche es trotzdem.«

Valesca nickte und wischte über ihre Augen.. »Ich weiß nicht, wie viele Jahre vergangen sind. Hier vergeht die Zeit wie ein Traum, aber ich habe erlebt, dass es das Jenseits gibt. Ich habe in meinem Leben früher an Sitzungen teilgenommen, denn ich war ein Medium. Man hat mich benutzt und ausgenutzt. Man wusste, dass mein Geist auf eine weite Reise gehen konnte, man freute sich darüber und bat, man wolle Berichte über andere Welten haben.«

»Konntest du sie besuchen?«

»Ja, unter Trance. Ich habe viel gesehen«, flüsterte sie. »Sehr viel sogar. Mehr als manche verkraften können, das kannst du mir glauben. Aber ich wusste nicht, dass es jemanden gab, der es schaffte, meinen Geist zu entführen. Plötzlich konnte er nicht mehr in den eigenen Körper zurückkehren. Du siehst mich vor dir, aber ich bin es nicht wirklich. So sehe ich nicht aus.«

»Bist du in die Fänge des Seelendiebs geraten?«

»Ja, in einen teuflischen Kreislauf, der mich nie mehr losließ. Es war schlimm, sehr schlimm. Dieser Seelendieb ließ mich nicht mehr aus seinen Klauen. Er verdammte mich an diesen Platz, ich erhielt diesen Körper und wurde von ihm zu einem Engel der Geister gemacht. Ich muss sie bewachen. Heute, morgen, übermorgen, bis zum Ende der Welt, wie er mir sagte.«

»Danke, Valesca, du hast mir schon viel erzählt. Nur möchte ich gern wissen, wo ich mich befinde.«

»Dies ist die Halle des Schweigens.«

»Das habe ich bemerkt. Wo liegt sie? Wenn uns jemand finden will, wo muss ersuchen?«

»Sie ist nah und doch so fern. Sie kann Zeiten und Grenzen überspringen. Sie liegt am Tor zu einer anderen Welt, obwohl sie nicht zu der Welt gehört, die Menschen einmal als das Fegefeuer bezeichnet haben. Aber das wird dir kein Begriff sein.«

»Du irrst dich, Valesca. Ich sage nicht nur Fegefeuer, ich benutze auch einen anderen Begriff – Aibon!«

Sie schaute hoch. »Du kennst das Land?«

»Ja.«

»Es ist mein Traum, Fremder. Aibon ist mein Traum, aber ich kann nicht hin. Diese Halle des Schweigens liegt vor den Toren Aibons. Hier sind Seelen vereint, die nicht hinein können. Sie möchten gern, sie sind nicht würdig. Diese Seelen befinden sich in einer Wartestellung. Vielleicht öffnet ihnen jemand das Tor nach Aibon, von dem auch ich träume, aber es wird kaum geschehen. Sie sind hilflos, man kann mit ihnen spielen, wie es dieser Seelendieb getan hat. Und ich schaffe es

nicht, sie zu schützen. Ich kann keinen Austausch verhindern, die böse Macht des Seelenräubers ist zu groß.«

»Ich kenne diesen Mann. Er hat auch meine Seele geraubt und ausgetauscht, aber ich bin seiner Magie entkommen.«

»Wie denn?« Sie fasste mich plötzlich an. Die Kälte der Finger spürte ich durch den Stoff. »Wie hast du es geschafft, die fremde Seele abzugeben und die eigene wieder zu übernehmen?«

»Das kann ich dir nicht sagen. Es hat mir jemand geholfen. Da war plötzlich das Schimmernde auf meinem Körper, das mich aus der Welt verstieß und hierher schaffte.«

»Dann geschah dies nicht ohne Grund«, sagte Valesca leise.

»Weißt du auch, welches der Grund gewesen sein könnte?«

Sie runzelte die Stirn. »Ja, vielleicht. Das Schicksal hat dich geschickt. Du kannst möglicherweise derjenige sein, der den Seelen das Tor zu Aibon hin öffnet. Der ihnen die Freiheit gibt, nach der sie so lechzen, denn noch sind sie Gefangene und können nicht mehr weiter. Es tut mir leid für sie.«

»Wenn das so ist, müsste ich das Tor sehen können. Wo befindet es sich? Kann ich hin?«

»Es ist nicht fern!« lautete die Antwort.

Ich ließ das Thema vorerst und fasste kurz zusammen. »Die Seelen finden also keine Ruhe. Sie können ausgetauscht werden, so weit, so gut. Aber ich kenne eine andere Welt, in der sich ebenfalls Seelen befinden, die nie mehr freikommen. Es ist ein Reich der absoluten Schwärze, eine furchtbare Bestrafung und…«

»Sprich es nicht aus!« rief sie.

»Doch, die Welt des Spuks!«

Valesca schreckte zurück. Dass sie so heftig reagierte, bewies mir, dass sie den Spuk kannte oder zumindest von ihm gehört hatte.

»Wie – wie sprichst du, John?«

»Ich kenne den Spuk.«

Sie streckte mir ihren Arm entgegen. »Nein, bitte nicht. Erwähne diesen Namen nicht. Es ist die absolute Bestrafung, in seine Welt zu geraten. Hier habe ich noch einen Funken Hoffnung. In der Welt des Spuks würde auch er verlöschen.«

»Das stimmt. Es ist schlimm, zwischen die Seelen getöteter Dämonen zu gelangen.«

»Der Spuk ist ein Teil der Hölle!« hauchte sie. »Schlimmeres kann es nicht geben.«

»Dann willst du nach Aibon, nicht wahr?«

Plötzlich lächelte sie. Es machte ihr Gesicht weicher. »Ja, Aibon ist meine Traumwelt. Ich stehe davor, aber ich kann und darf nicht hinein. Ich möchte dieses Land sehen.«

»Du bist keine Druidin«, gab ich zu bedenken.

»Ich weiß, aber es leben nicht nur Druiden in Aibon, auch andere Wesen. Die Elfen, die Feen, die Zwerge, all die Märchenwelt, die nur teilweise in die normale hineinsickerte, kannst du dort finden. Wir befinden uns vor Aibon, ich bin der Engel der Geister, aber man hat mich entmachtet. Ich kann den Seelen nicht mehr helfen.«

»Aber ich werde es versuchen«, erklärte ich und fasste nach dem Arm der zarten Person. »Bitte, Valesca, führe mich hin. Begleite mich an das Tor, von dem du gesprochen hast.«

Sie tat sich schwer, senkte den Kopf und sah so aus, als wollte sie nicht gehen. Schließlich erhob sie sich von dem schmalen Mauervorsprung und nickte. »Ja, ich werde dich an das Tor bringen, damit du in den Saal des Schweigens gehen kannst, wo sie warten, wo sie stöhnen und jammern, wo sie Hoffnungen haben, die sich nie erfüllen werden.« Sie hob die schmalen Schultern und lächelte verloren.

Das Schwert nahm ich mit, obwohl es mir irgendwie unnütz vorkam. Gegen Geister, gegen Seelen oder was auch immer für feinstoffliche Geschöpfe es waren, würde es mir kaum helfen.

Ich dachte an Aibon und auch daran, dass es ein Land war, das zwischen den Zeiten lag. Es hatte mich oft auf meinen Abenteuern begleitet und seinen Schrecken verloren. Für mich war es Paradies und Hölle zugleich, wie auch die normale Welt, die Erde, und trotzdem war Aibon anders. Es entwickelte Sehnsüchte, die manche Menschen in der heutigen Zeit so intensiv erlebten.

Valesca reichte mir nur bis zur Schulter. Sie schritt an meiner rechten Seite. Das geheimnisvolle Leuchten begleitete uns. Wie ein Schleier schwebte es über unseren Köpfen, und ich dachte daran, dass ich mich tatsächlich in einer Zwischenwelt befand und nicht mehr auf der Erde.

Doch an diese Reisen musste ich mich gewöhnen, das gehörte schon zu meinem Beruf.

Ich wollte mich bei meiner Begleiterin nach dem Ende des Ganges erkundigen, was allerdings nicht mehr nötig war, denn ich sah die Umrisse einer sehr hohen, bis zur Decke reichenden Bogentür, die im Vergleich zu ihrer Höhe allerdings schmal wirkte.

Valesca ging unwillkürlich langsamer, denn auch sie hatte den Durchgang entdeckt. Fürchtete sie sich?

»Warst du schon dort?« fragte ich.

»Nein, nie.«

»Aber man hat dich zur Hüterin oder zum Engel der Geister gemacht. Du hättest hineingehen müssen.«

»Ich habe mich davor gefürchtet!« erklärte sie mir mit leicht bebender Stimme. »Ich hatte Angst davor, dort meine eigentliche Seele zu finden. Das wollte ich nicht.«

»Weshalb nicht?«

»Ich kann es dir nicht sagen. Vielleicht wäre mir dann der Weg nach Aibon versperrt.«

»Wer warst du früher?«

»Es ist egal, John Sinclair. Das Früher zählt nicht, nur das Heute. Du wirst die Tür gleich öffnen, vielleicht bekommst du dann die Erklärungen, die dir fehlen.«

»Ja, mal schauen.«

Ich war vor der hohen Tür stehen geblieben und blickte hoch bis zur Decke. Eine Klinke, einen Riegel oder etwas Ähnliches gab es nicht. Das gesamte Holz lag glatt vor mir. Nur dicht unter dem Spitzbogen entdeckte ich ein schimmerndes Stück Glas, das die Form einer Blüte aufwies und in einem weichen, rosafarbenen Ton leuchtete.

»Was ist das?« fragte ich.

Valesca hatte meinen Blick bemerkt. »Es ist das Schloss des Eingangs, du musst es öffnen.«

»Wie?«

»Wenn deine Seele rein ist, wird dieses Auge es merken. Dann brauchst du nur gegen die Tür zu drücken, und sie wird sich dir öffnen.«

»Wunderbar. Hast du es auch schon probiert?«

Valesca nickte. »Sie hat sich bei mir leider nicht geöffnet.«

»War deine Seele nicht rein?«

Sie gab mir eine rätselhafte Antwort. »Ich habe dir schon einmal gesagt, dass ich nicht die bin, die neben dir steht. Auch bei mir hat der Austausch stattgefunden.«

»Wer bist du?«

»Geh bitte. Vielleicht wirst du das Rätsel lösen.«

Der Engel der Geister war mir mittlerweile suspekt geworden, sogar leicht unheimlich. Ich wusste ja, wie es war, wenn ein Seelentausch stattgefunden hatte. Da war man eine andere Person, im Guten ebenso wie im Bösen. Stand sie etwa auf der anderen Seite?

»Gut«, sprach ich zu ihr. »Ich werde versuchen, die Tür zu öffnen. Ich fühle mich als positiver Mensch.«

»Gib mir das Schwert!« bat sie.

»Weshalb?«

»Niemand soll mit der Waffe in der Hand den Saal des Schweigens betreten. So lauten die Gesetze.«

Ich fürchte die Brauen. Konnte ich ihr trauen? Wahrscheinlich war es nicht gut, wenn ich meine einzige Waffe aus der Hand gab.

Deshalb schüttelte ich den Kopf, legte die linke Handfläche etwa in Brusthöhe gegen das Holz und drückte dagegen.

Ich hatte tatsächlich damit gerechnet, die Tür aufdrücken zu können. Das gelang mir leider nicht. Die Tür stemmte mir einen derart mächtigen Widerstand entgegen, dass ich aufgab.

»Ich schaffe es nicht!«

Valesca nickte. »Ich sagte dir, John, dass du mir das Schwert geben musst.«

Spielte sie falsch? Da konnte ich tausendmal fragen, eine Antwort hätte ich nicht bekommen. Ich ging das Risiko ein und überreichte ihr die Waffe, die sie mit beiden Händen festhielt, weil sie sonst zu schwer für sie gewesen wäre.

»Jetzt kannst du es versuchen.«

Diesmal nahm ich beide Hände zu Hilfe und wollte all meine Kraft einsetzen. Es war nicht nötig. Ein Antippen meinerseits hatte ausgereicht, um die Tür aufschwingen zu lassen. Sie glitt weg, als würde sie auf Wolken schweben. Es öffnete sich eine andere Welt, eine Dimension der Geister, zugleich aber ein Land der Schwärze.

Nicht wie beim Spuk. Diese Schwärze war nicht so dicht, zudem wurde sie aufgehellt durch nebelartige Wesen, die sich innerhalb dieser Dunkelheit schattengleich bewegten. Sie huschten durch den Raum, der kein Ende zu haben schien. Noch stand ich auf der Schwelle und traute mich nicht, in den Saal des Schweigens hineinzugehen.

Ich drehte mich halb um.

Das Knurren drang an meine Ohren, als hätte es ein Raubtier ausgestoßen. Meine Augen weiteten sich. Valesca war zu einer anderen geworden. Die Augen glänzten mich hasserfüllt an. Sie glichen gelben, kalten Kugeln. Der Mund war verzogen, die Haut gespannt und so hart gestrafft, dass sich die Knochen darunter abmalten.

Und sie hatte das Schwert.

Ich wollte fragen, wer sie tatsächlich war, da riss sie die Waffe hoch und schlug mit ungestümer Kraft zu.

Mir blieb keine andere Wahl. Ich stieß mich ab und katapultierte mich hinein in die Schwärze, die Kälte und die Geisterwelt, die den Saal des Schweigens beherrschte…

***

Die Sorge auf Bills Gesicht wollte nicht weichen, als er sich auf dem Notsitz des Hubschraubers zusammenkauerte und auf das Land hinunterblickte, das unter ihnen weghuschte.

Er hatte sich den Kopf darüber zerbrochen, wo sein Freund John Sinclair wohl stecken könnte, doch die Lösung des Problems hatte er nicht gefunden. Die Reise war unerklärlich gewesen, aber sie musste mit dem Kreuz des Geisterjägers zusammenhängen.

Wo sie das Haus des Dr. Justus Franklin finden konnten, hatte Sir James durch Suko erfahren. Auch er war verschollen, hatte sich nicht mehr gemeldet, deshalb galt die Sorge der beiden Männer nicht allein

John Sinclair. Ihre Gedanken drehten sich ebenso um Suko.

Dr. Franklin liebte die Einsamkeit, die auch in der Nähe einer Stadt wie London noch existierte. Unter ihnen wischten die Wiesen und Weiden hinweg, lösten sich ab mit Feldern oder kleinen Waldstrichen, die gegen den Wind schützten.

Der auf dem Notsitz kauernde Bill bekam mit, wie der Pilot seinen Arm ausstreckte und schräg in die Tiefe deutete. Damit meinte er ein Waldstück, über das sie hinwegflogen, wobei sie gleichzeitig an Höhe verloren.

Weg mit dem Tempo! Der Helikopter schwang plötzlich wie ein Gummiball auf und nieder, er tanzte in der Luft.

Die Passagiere hatten jetzt einen freien Blick. Bill sah das Herrenhaus schräg unter den Kufen. Ein ziemlich großes Gebäude, zuviel für eine Person. Da also lebte Dr. Franklin.

Von ihm war nichts zu sehen, aber sie entdeckten zwei Fahrzeuge, als sie das Gebäude um- und überflogen.

Der Rover und der BMW standen hinter dem Haus. Sie schmiegten sich in den Schatten einiger Büsche. Die Sonnenstrahlen fielen in einem schrägen Winkel der Erde entgegen. Sie streiften über die Dächer der Fahrzeuge und schufen Reflexe auf den Scheiben.

Sir James drehte sich zu Bill hin um. »Wir werden vor dem Haus landen, das ist am besten.«

»Und Dr. Franklin damit warnen?«

Der Superintendent winkte ab. »Der wird uns bereits gehört haben und kann sich denken, dass wir nicht zum Vergnügen durch die Gegend fliegen, wobei wir sein Haus noch umkreisen.«

»Wie Sie meinen, Sir.«

Bill kam sich vor wie in einem Fahrstuhl, als der Helikopter dem Erdboden entgegen schwebte. Der durch die Rotorblätter erzeugte Wind spielte mit dem Laub und kämmte später das Gras, als die Kufen im hohen Grün des Rasens verschwanden.

Der Pilot stellte den Motor ab. Er erhielt von Sir James die Anweisung, vor dem Haus zu warten und auf keinen Fall wegzufliegen. »Geht klar, Sir.«

Zwei Passagiere verließen den Hubschrauber. Bill wunderte sich darüber, wie gelenkig Sir James noch war. Nur seinen Hut, den hielt er sicherheitshalber fest.

Bill schaute noch einmal zurück. Der Pilot hatte Mittel- und Zeigefinger erhoben. Das Zeichen für Victory – Sieg.

Ob es tatsächlich ein Sieg werden würde, stand in den Sternen.

Bill gehörte nicht zu den Pessimisten, aber in diesem Fall war einfach zu viel schiefgelaufen.

Die Treppe vor dem Eingang erreichten die beiden unterschiedlichen Männer gemeinsam.

»Sehen Sie mal nach, Bill, ob die Tür offen ist. Ich werde mir die Fenster anschauen.«

»Okay, Sir.«

Bill lief leichtfüßig die Stufen hoch. Die Klinke hatte Museumswert, sah aus wie eine Dekoration, aber sie ließ sich nach unten bewegen, nur war die große Tür verschlossen.

»Nichts zu machen, Sir!« Bill rief es, als er sich bückte und seine Blicke das moderne Schloss dicht unter der Klinke erfassten. Da also wurde abgeschlossen. Keine Chance, es ohne Spezialwerkzeug zu öffnen.

»Die Scheibe einschlagen?« fragte Sir James.

»Nicht schlecht, aber wir könnten es an der Rückseite versuchen. Die beiden Wagen parken sicherlich nicht grundlos, dort.«

Sir James nickte. »Wie Sie meinen. Dann los!«

Der Superintendent hielt tatsächlich mit dem wesentlich jüngeren Mann Schritt. Ein Zeichen dafür, wie besorgt er über John Sinclairs Schicksal war.

Die hintere Tür war nicht zu übersehen. Da hätten sie schon blind sein müssen.

»Jetzt drücken Sie uns mal die Daumen, Sir.«

»Mache ich glatt.«

Einen derartigen Ton kannte Bill nicht von Sir James. Wahrscheinlich lag es an der inneren Spannung, die auch ihn nicht mehr losließ. Er wusste ebenfalls, um was es ging.

Hinter dem Reporter war er stehen geblieben. Bill hörte den Atem des Mannes, der noch nicht unter Kontrolle gebracht worden war. »Sir, wenn Sie hier warten wollen, ich habe nichts dagegen.«

»Reden Sie nicht.«

»Schon gut, Sir.«

Ein knapper Druck, ein kurzer Stoß, es reichte aus, um die Tür nach innen schwingen zu lassen.

Beide Männer blieben stehen, trauten sich noch nicht über die Schwelle und schauten zu, wie sich der Gang vor ihnen allmählich mit Helligkeit füllte.

Bill hob die Schultern. »Spüren Sie etwas, Sir?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Irgend etwas ist anders, glaube ich.« Der Reporter räusperte sich. »Es ist still und gleichzeitig kühl.«

»Hinter den dicken Mauern ist es auch im Sommer kühl. Gehen Sie schon weiter.«

»Natürlich, Sir.« Bill zog seine Waffe. Sie war mit Silberkugeln geladen, er steckte sie immer ein, wenn er in Sachen Dämonen unterwegs war. In letzter Zeit hatte er allerdings etwas kürzer getreten.

Bill machte den Anfang, schritt durch den Flur und sah an dessen Ende eine Tür. Nur die einzige, einen anderen Weg gab es nicht.

Wieder blieb der Reporter stehen. Er hörte Sir James hinter sich atmen. »Bill, Sie können mich für einen Hellseher halten oder nicht, aber ich habe den Eindruck, als würde sich einiges entscheiden, wenn Sie die Tür öffnen.«

»Ich auch.«

Es war einfach, wunderbar leicht, ein Kinderspiel. Die Tür schwang nach innen, beide Männer hatten freie Sicht, und, es war Bill, der den Kommentar ausstieß. »Mein Gott, das ist doch nicht möglich…«

***

Es war ein schrecklicher Moment für mich, denn ich fürchtete mich davor, in das absolute Nichts zu fallen, das mich für immer und alle Zeiten verschlingen würde.

Das Schwert war schnell, verdammt schnell sogar und ungemein wuchtig geschlagen, aber ich kam trotzdem noch rascher weg. Die Klinge pfiff schräg an mir vorbei, in das Geräusch hinein klang Valescas schriller Schrei, der in hastig ausgestoßene Worte mündete.

»Lilith!« brüllte sie. »In mir steckt die Seele der Lilith! In vielen Menschen steckt sie, denn sie ist in der Lage, sich zu teilen. Ich habe die Seelen übernommen. Ich bin der Engel der Geister und gleichzeitig ein Engel der Hölle.«

Die Person war außer sich. So hatte ich Valesca nicht kennen gelernt. Sie hatte mich sehr gut täuschen und in die Falle führen können. Nur hatte sie mich mit dem ersten Schlag nicht erwischt.

Ich war hineingetaucht in den Saal des Schweigens, in die absolute Ruhe, die mich gewissermaßen trug wie ein dünner Teppich.

Ausdehnungen, Wände, Decken oder Mauern entdeckte ich nicht. Dieser Saal besaß eine nicht messbare Weite, zudem war er eingehüllt von einer grauen Finsternis. Kein Sternenlicht, aber angefüllt mit geisterhaften Gestalten, die weder fass- noch messbar waren, ab und zu durch die Schwärze huschten und sie für eine kaum messbare Zeitspanne an bestimmten Stellen aufrissen.

Waren das die Seelen, die Valesca hatte bewachen sollen? Diese huschenden, feinstofflichen, wolkenartigen Gebilde, nicht zu greifen, weil sie zu schnell waren, wobei ich überhaupt nicht wusste, wie ich sie stoppen sollte.

Ich stand und schwebte zugleich. Widerstand unter meinen Füßen fehlte. Dieser Saal war ein geisterhaftes Wartezimmer zu einem anderen Reich, das auf den Namen Aibon hörte. Ich kannte es, dort hätte ich mich momentan auch wohler gefühlt, denn da brauchte ich mich nicht mit der Person auseinander zu setzen, in der die Seele der ersten Hure des Himmels steckte.

Lilith war genannt worden, eine Schwester des absolut Bösen, des Luzifer.

Engel der Geister stimmte nicht ganz. Ein teuflischer Engel wäre besser gewesen, denn Valesca hatte etwas Teuflisches an sich. Das sah ich, als sie vor mir schwebte.

Nun, es war noch immer ihr Gesicht, nur verzerrt wie eine Gummimaske mit sehr dünner Haut. Die Knochen drückten nach vorn, sie zeichneten sich unter der Haut ab, die einen leicht grünlichen Schimmer angenommen hatte.

Wenn sie sich bewegte, hatte ich den Eindruck, als würde sie bei jedem Schritt ein Stück der Schwärze aufreißen, damit man sie erkennen konnte. Das Zerstörte oder Aufgerissene fiel hinter ihr wieder zu einer gehörigen Dichte zusammen.

Sehr ungewöhnlich, wie ich fand, und für mich noch immer nicht recht zu begreifen.

Die Tür, durch die wir gefallen waren, konnte ich nicht mehr erkennen. Die Schwärze hatte sie längst verschlungen, ich konzentrierte mich dafür auf Valesca, die sich selbst einen Engel genannt hatte, für mich aber ein Teufel war.

Sie hatte mein Schwert, das war fatal. Ich hätte mich von ihr nicht einlullen lassen sollen.

Als sie die Klinge bewegte und anhob, sah es so aus, als würde sie sich durch zähen Teer bewegen. Sie musste die Schwärze erst zerschneiden und zerreißen. Die Spitze blieb auf mich gerichtet, war noch so weit entfernt, dass sie mir nicht direkt gefährlich werden konnte.

Wir starrten uns an.

Ihr Gesicht glühte. Es war kein Brennen oder feuriges Strahlen, das aus der Tiefe hervordrang, sondern das Erbe einer alten Kraft oder Macht, die von den Kräften der Finsternis geleitet wurde.

Manchmal wischten die hellen, wolkenartigen Fetzen zwischen uns hindurch. Sie schufen Inseln, die sofort wieder verschwanden.

»Du bist nicht Lilith«, sagte ich ihr auf den Kopf zu. »Nein, ich kenne sie. Lilith sieht anders aus als du!« Meine normal gesprochenen Worte erreichten sie zwar, doch nicht so rasch wie auf der normalen Erde. Der Schall wurde in dieser Welt wesentlich langsamer geleitet. Alles kam mir zäher vor – wie eingepackt.

»Die Große Mutter steckt in vielen!«

»Bist du eine Hexe?«

»So ähnlich.«

»Aber du kannst nicht hinein nach Aibon. Lilith ist der Zugang zu diesem Land verwehrt. Ich weiß, dass sie es will. Das Böse will Aibon überfluten, ich habe es erlebt. Ein Hexenreich sollte aufgebaut werden, was nicht gelungen ist. Du bist die Hüterin der Seelen. Man

hat deine Seele ausgetauscht. Wer hat sie, Valesca? In welcher Person steckt deine Seele? Oder schwimmt sie hier durch die Dunkelheit? Gehört sie zu den hellen Streifen, die wir ab und zu sehen?«

»Ja, ich gab sie ab, und ich gab sie gerne her, das kannst du mir glauben. Auch du hast deine Seele abgeben müssen. Der Seelendieb besitzt hier einen großen Vorrat, in den er hineingreifen kann. Du hast deine Seele zurückbekommen, wie auch immer, anderen gelingt das nicht, aber etwas hat diese Magie gestört. Was?«

»Ich kann es dir nicht sagen!«

»Du musst es wissen!«

»Nein, Valesca!«

Sie schüttelte den Kopf. Auch ihr Haar kam mir anders vor als bei unserer ersten Begegnung. Grauer und spröder. »Was ist geschehen?« keuchte sie. »Das hier ist eine Welt für sich. Ja, wir befinden uns in einem bestimmten Kosmos, der Grenzen hat.«

»Wir sind vor Aibon, nicht?«

Sie nickte. »Da hast du recht. Wir sind groß und trotzdem begrenzt, denn dieser Kosmos konnte nur durch eine bestimmte Magie entstehen. Da müssen die Kräfte fließen und zusammenkommen. Ich frage mich, wohin sie geflossen sind.«

»Das weiß ich nicht.«

»Denk an Dr. Franklin, den Seelendieb. Er hat den Helm erfunden, er hat die Kräfte fließen lassen. In diesem Helm entstand ein Kosmos, dort entstand diese Welt und dehnte sich aus. Aber sie ist gestört worden, ich habe den Eindruck, als würde sie sich vom Ganzen abspalten. Etwas stimmt hier nicht.«

Das fand ich auch. Ich musste meine Gedanken zunächst sortieren. »Dann gehst du davon aus, dass wir uns in der Welt des Helms befinden, die in der Mind-Maschine floss?«

»So ähnlich.«

»Aber sie hat sich ausdehnen können. Sie war kleiner oder nicht?«

»Sie konnte Grenzen überwinden. Sie ist künstlich erweitert worden. Ich habe schon von Grenzen gesprochen…«

»Und der Zutritt. Der, lange Gang mit seinen Säulen, die Mauer, auf der du gesessen hast? Wo befand sich das alles? Erkläre es mir. War das die normale Welt, oder zählte es schon zu dem Kosmos?«

»Es war die normale. Eine Ruine, die das magische Tor verbarg, mehr nicht.« Valesca kam näher. Sie wechselte auch das Thema.

»Deine Seele passt nicht hierher. Ich spüre es genau. Du bist kein Mensch für diese Welt, du bist ein Eindringling, den ich lieber vernichten will. Hast du verstanden?« Sie lächelte kalt. »Ich habe mich gefreut, dir das Schwert abgenommen zu haben. Schon mancher ist durch das Schwert getötet worden. Erst wenn ich deinen Körper vernichtet habe, hoffe ich, die andere Seele, die schon einmal in dir

steckte, wieder zurückholen zu können. Wir stehen am Anfang, wir versuchen, Aibon zu kontrollieren, wir wollen das Fegefeuer, wie es genannt wird, unter unsere Kontrolle bringen. Dabei lassen wir uns von keinem stören.«

»Denkt Dr. Franklin auch so?«

»Sicher.«

»Dann kann man dich als eine Partnerin von ihm ansehen. Und nicht als Feindin, wie du versucht hast, mir weiszumachen.«

»Ja, Sinclair, du hast schnell begriffen. Alles ist Täuschung, das meiste ist Lüge. Das müsstest du doch am besten wissen. Wem kannst du trauen und wem nicht?«

Ich nickte ihr zu. »Da sagst du etwas. Vielleicht mir selber. Aber Franklin wird es nicht schaffen. Ich stehe nicht allein. Ich habe durch meinen Seelentausch andere auf mich aufmerksam gemacht. Menschen, die wissen, wo es langgeht, die auch etwas unternehmen und diese Welt zerstören können, wie auch den Helm.«

»Die Maschine ist nicht zu besiegen!« schrie sie mich an.

»Ich denke anders darüber!«

Sie wollte nicht mehr reden, sie wollte dieser Welt endlich gerecht werden und mich vernichten. Deshalb kam sie vor. Das Gesicht blieb grausam verzogen, der Blick starr auf mich gerichtet.

Wenn sie so weiterschritt, würde mich die Schwertklinge in der Brustmitte durchbohren.

Dagegen hatte ich aus verständlichen Gründen etwas und bewegte mich nach rechts, um aus der Gefahrenzone zu gelangen.

Es fiel mir schwer. Der Schreck fuhr durch meine Glieder, als ich feststellen musste, dass ich mich nur um die Hälfte langsamer bewegen konnte als Valesca. Uns hüllte die Schwärze ein, doch an meinem Standplatz hatte sie sich verändert und war zu einer zähen Masse geworden, die meine Beine umkrallte. Das irritierte mich.

Valesca aber lachte, als sie mich beobachtete. »Wunderbar machst du das!« kicherte sie. »Ja, so habe ich es mir vorgestellt. Diese Welt steht auf meiner Seite. Sie wird mir helfen, dich zu vernichten, das kann ich dir versprechen.«

Verdammt, sollte sie etwa recht behalten? Mir wurde die Kehle eng. Der Druck wanderte zudem weiter und erreichte meine Brust, wo er sich festsetzte. Das Atmen fiel mir ebenfalls relativ schwer.

Hier waren Kräfte frei geworden, denen ich zunächst nichts entgegensetzen konnte.

Das merkte auch der Engel der Geister. Auf ihrem veränderten Gesicht spannte sich die Haut noch straffer, als sie die Lippen zu einem Grinsen verzog. »Keine Chance mehr, Sinclair, du hast keine Chance. In diesem Reich regieren andere Kräfte.«

»Das habe ich schon bemerkt.«

»Wie lange willst du noch leben? Wie lange willst du noch atmen? Sag es mir!«

Ich schielte auf die Schwertklinge. Es passte mir überhaupt nicht, dass sie sich mir schon derartig genähert hatte. Wenn sie kräftig zustieß, würde mich die Spitze durchbohren.

Ich hob beide Arme an. Auch das geschah mit einer gewissen Zeitverzögerung. An meinen Gelenken schienen Gewichte aus Blei zu hängen, die mich daran hinderten, normal zu handeln.

Sie lächelte weiter. Sie war davon überzeugt, mich erledigen zu können. »Ich weiß«, flüsterte sie, »dass du in gewisser Weise eine Berühmtheit bist, aber damit ist es bald vorbei. Denn diese Klinge wird dich in zwei Hälften teilen. Ich freue mich schon darauf, wenn sich aus deinem Körper die Seele löst und hier in diese Welt eintaucht, wo sie niemals Ruhe finden wird, es sei denn, die Maschine holt sie hervor. Aber das kann dauern.«

Ich blickte ihr über die lange Klinge hinweg ins Gesicht. »Stoß zu!« forderte ich sie auf. »Los, stoß zu!«

Valesca wunderte sich. »Das sagst du einfach so?«

»Ja.«

»Willst du sterben?«

»Gibt es einen anderen Ausweg?«

Der Engel der Geister behielt das Lächeln bei, als er den Kopf schüttelte. »Nein, es gibt keinen anderen Ausweg mehr. Dein Weg ist hier beendet. Ich wunderte mich nur, dass du deinen Tod so gelassen hinnimmst. Aber du besitzt keine Waffen mehr, das wird es wahrscheinlich sein. Du bist nackt und hilflos. Gegen den Strom aus der Mind-Maschine kommst du als normaler Mensch nicht an. Was er einmal geschaffen hat, wirst du nicht zerstören können, Sinclair. Er fließt, und du selbst hast diese Welt erschaffen, als du den Schalter drücktest.«

Ich nickte. »Du weißt sehr gut Bescheid.«

»Das muss ich auch. Es war ein Wink des Schicksals, der dich zu Dr. Franklin geführt hat. Wir arbeiten gut zusammen, sogar sehr gut. Nichts kann uns stören.«

Die Schwertspitze berührte mich. Wenn sie die Waffe jetzt nach vorn drückte, würde sich die Klinge in meinen Körper bohren.

Etwas Kaltes kroch über meinen Rücken. Es war das erste äußerliche Zeichen der Furcht. Ich war waffenlos, das Kreuz befand sich nicht mehr in meinem Besitz. Valesca verstärkte den Druck der Schwertspitze so, dass sie meine Kleidung zerschnitt, die Haut erreichte und ich auf der Brust einen beißenden Schmerz spürte.

»Na…«

Ich überlegte. Sollte ich es mit den bloßen Händen versuchen?

Einfach die Klinge von zwei verschiedenen Seiten packen und sie zur

Seite wuchten?
Hätte ich mich normal bewegen können, wäre dies vielleicht eine Möglichkeit gewesen, so aber würde ich mir nur die Hände zerschneiden und unnötige Schmerzen spüren.
Trotzdem ging ich zurück. Langsam, zu langsam natürlich. Ich merkte, dass ich nach hinten kippte. Jemand schien sich an meine Füße gehängt zu haben, der nicht wollte, dass ich stehen blieb.
Valesca schaute zu, wie ich es nicht mehr schaffte, mich auf den Beinen zu halten. Zwar ruderte ich noch einige Male mit den Armen, das wiederum half mir auch nichts mehr.
Ich fiel. Steif, als wäre mein gesamter Körper tiefgefroren, bewegte er sich rückwärts. Ich versuchte, eine Gegenkraft einzusetzen. Erfolg hatte ich damit nicht.
Es zog mich tiefer hinunter, wobei mein nach oben gerichteter Blick in das Gesicht der Frau fiel. War es bereits ein Abschiedsgruß für mich? Der letzte optische Eindruck, den ich als Lebender mitnahm?
Wenn es so weiterging, bestimmt. Daran dachte auch Valesca, deren Lächeln immer breiter wurde. Dabei straffte sich die Haut noch stärker, und es war eigentlich nur noch eine Frage der Zeit, wann sie riss.
Der Winkel zwischen mir zu dem nicht sichtbaren und dennoch vorhandenen Boden verkleinerte sich zusehends. Wenn es in dieser Welt überhaupt ein Zeitmaß gab, dann würde ich in wenigen Sekunden flach und widerstandslos liegen bleiben.
Valesca bewegte ihr Schwert. Sie senkte die Klinge mit der gleichen Geschwindigkeit, mit der ich fiel. So folgte mir die Spitze und wies unbeirrt auf meine Brust.
Wenn sie den Griff jetzt losließ, würde mich die Klinge durchbohren. Noch zögerte sie und wartete so lange, bis ich flach auf dem Rücken lag. Ich kippte nicht mehr weiter, während sie über mir stand wie eine mörderische Rachegöttin.
»Es ist aus, Sinclair. Deine Seele wird sich in dieser Welt gut machen!« Sie lachte und legte ihre linke Hand auf die rechte, damit beide den Schwertgriff festhielten. Dabei bewegte sie sich vor. Als sie meine Füße fast erreicht hatte, ging sie trotzdem weiter, und zwar breitbeinig, damit sie mich nicht berührte. Sie wollte nur die Position erreichen, die es ihr ermöglichte, das Schwert mit der Spitze zuerst auf mich fallen lassen zu können.
Wir schauten uns an.
Ich lag unten, sie stand oben. Und sie steckte voll des bösen Triumphs. Nicht einmal die Hände zitterten vor der Tat. Es kam mir vor, als wäre sie die perfekte, eiskalte Killerin.
Leicht nickte sie mir zu. »Das ist dein Ende, Sinclair. Der magische Strom in der Mind-Maschine läuft weiter. Du hast ihn eingeschaltet,

du hast damit diese Welt hervorgeholt und deinen Tod programmiert. Mehr brauche ich wohl nicht zu sagen.« Noch einmal lachte sie auf, löste zuerst die linke Hand vom Schwertgriff und behielt die Waffe noch in der rechten. Aber auch deren Finger bewegten sich bereits, als wollte sie auf dem Griff damit Klavier spielen.

Ich hatte nicht einmal Zeit, Todesangst zu empfinden. Alles war zu schnell gegangen. Außerdem war ich nicht in der Lage, die Situation richtig zu begreifen.

»Jetzt!« sagte sie laut.

Da hörte ich das Zischen und sah, wie sich das Gesicht der Frau zu einer panikhaften Grimasse verzerrte. Aus ihrem Mund fuhr ein grässlicher Schrei, während sie von einer mächtigen Kraft gepackt und aus meiner unmittelbaren Umgebung fortgerissen wurde…

***

Bill Conolly und Sir James blieben auf der Türschwelle stehen. Was sie zu sehen bekamen, hatten sie bei aller Phantasie nicht erwartet.

Sie schauten in einen saalartigen, abgedunkelten Raum, in dem es nur eine blasse Lichtquelle gab. Es war die Stehlampe auf dem Schreibtisch, die ihren kalten Schein in die Finsternis warf, wo er allerdings schon nach kurzer Zeit versickerte.

Viel leuchtete er nicht an, allerdings genug, um die beiden Gestalten erkennen zu können, die auf dem Boden lagen.

Es war Suko auf der einen und ein bärtiger, dunkelhaariger Mann auf der anderen Seite. Das musste Dr. Franklin sein. Dessen Brille war verrutscht, die Augen leicht verdreht.

Sir James ging zu ihm. Bill näherte sich seinem Freund Suko. Der Reporter fürchtete sich davor, dass Suko nicht mehr lebte. Als er ihn beobachtete, atmete er auf.

»Er ist nur bewusstlos«, meldete er Sir James.

»Wie Franklin.« Sir James kam kopfschüttelnd näher. »Was ist hier passiert, Bill?«

»Tut mir leid, Sir, ich habe keine Ahnung und kann es mir nicht einmal zusammenreimen.«

»Haben Sie an Suko äußerliche Verletzungen entdecken können?« erkundigte sich der Superintendent.

»Keine Spur.«

»Bei Franklin ist es das gleiche.«

Die beiden Männer verstanden die Welt nicht mehr. Sie schauten sich um. Es war zu dunkel, um Einzelheiten erkennen zu können.

»Ich werde mal den Lichtschalter suchen«, sagte Bill. Er ging wieder zurück zur Tür und fuhr mit den Handflächen an der Wand entlang.

Bei jedem Raum waren an derartigen Punkten die Lichtschalter angebracht, auch hier, doch sie funktionierten nicht. Als einzige

Lichtquelle blieb die Stehleuchte auf dem Schreibtisch.
»Nichts, Sir, gar nichts.« Der Reporter sah den hohen Polizeibeamten nur mehr als Schatten, bemerkte aber dessen Nicken und hörte ihn auch sprechen.
»Bill, hier stimmt etwas nicht. Ich habe den Eindruck, als hätte sich die Atmosphäre zwischen den vier Wänden hier grundlegend verändert. Okay, ich kann mich täuschen, aber das will ich nicht glauben. Es gibt Situationen, wo auch ich sensibel reagiere.«
»Können Sie konkreter werden, Sir?«
»Das würde ich gern. Leider fehlt mir der Durchblick. Ich habe nur dieses Feeling gespürt. Merken Sie es nicht auch?«
»Was sollte ich merken?«
Sir James winkte ab. »Ach, lassen wir das. Diese Veränderung scheine nur ich wahrnehmen zu können.«
»Hängt sie mit der Atmosphäre zusammen?«
»So ist es, Bill. Sie muss eine andere geworden sein. Ich kann es schlecht in Worte kleiden. Ich spüre es nur, wenn ich tief durchatme.«
»Was ist dann?«
»Die Luft, Bill, es ist die Luft, wenn Sie verstehen. Ist sie klarer geworden oder kälter vielleicht?«
Bill verließ seinen Platz an der Tür. »Keine Ahnung, Sir, wirklich nicht.« Er blieb stehen, schaute sich um, als könnte er in der schleierhaften, grauen Finsternis bestimmte Dinge entdecken, aber er sah immer wieder das gleiche.
Einen schief stehenden Schreibtisch, die beiden Männer am Boden, einen Stuhl hinter dem Schreibtisch und einen anderen davor. Er wollte trotzdem Helligkeit in den Raum fluten lassen. Die Vorhänge mussten weg. Bill hatte soeben den rechten Fuß vorgesetzt, als er von Sir James den zischenden Laut vernahm und die anschließenden Worte, die beinahe wie ein Befehl klangen.
»Nein, Bill!«
»Was ist denn?«
»Hören Sie es nicht?«
»Sorry, Sir.«
Der Superintendent winkte mit der rechten Hand. »Kommen Sie her, stellen Sie sich neben mich.«
Bill tat, wie ihm geheißen. Er ging dabei sehr leise, blieb neben Sir James stehen und sah dessen bedeutungsvollen Blick. »Es muss etwas in der Nähe sein, über das wir uns nicht klargeworden sind. Eine Kraft, eine sehr fremde sogar, die Suko und diesen Franklin ausgeschaltet hat. Wenn Sie sich konzentrieren, müssten sie das ungewöhnliche Summen hören können.«
Der Reporter folgte dem Ratschlag. Er blieb zwar auf der Stelle stehen, drehte sich trotzdem um und lauschte in verschiedene

Richtungen. Es dauerte nicht lange, da vernahm er es auch.

Das Geräusch war da. Kein Zischen, womit er zunächst gerechnet hatte, sondern ein sehr leises Summen und nur bei äußerster Konzentration zu hören. Zu identifizieren war das Geräusch für ihn nicht. Hätte es nicht lächerlich geklungen, so hätte er es als Geräusch eines summenden Mückenschwarms interpretiert.

Mücken waren es wohl nicht. Zudem blieb das Geräusch gleich.

Es wurde weder lauter noch leiser.

Bill nickte, als er Sir James' fragenden Blick erkannte. »Es ist hier im Raum, das steht fest. Als hätte man eine Maschine eingeschaltet…«

»Mind-Maschine!«

Bill schreckte zusammen. »Verflixt, daran habe ich im ersten Moment nicht gedacht.«

»Sie ist der Anfang. Mit ihr hat alles begonnen, denken Sie daran.«

»Ja, stimmt. Sie meinen, die wäre hier?«

»Sie war oder sie ist Franklins großer Trumpf. Er wird stets in ihrer Nähe sein.« Der Superintendent deutete nach links. »Wir werden uns trennen und diese Richtung absuchen. Bill, wir müssen sie finden, und wir werden sie finden.«

»Was geschieht dann?«

Sir James hob die Schultern. »Das weiß ich nicht. Aber halten Sie nach einem Gegenstand Ausschau, der Ihnen ungewöhnlich erscheint. Ich möchte diese ungewöhnliche Atmosphäre auch erhalten wissen, deshalb lassen wir die Vorhänge vor den Fenstern.«

»Wie Sie meinen, Sir.«

»Dann kommen Sie bitte.«

Der Superintendent war nicht zu halten. So hatte ihn Bill noch nie erlebt. In ihm steckte eine Unrast, als stünde er dicht vor der Lösung eines Rätsels.

Je mehr sie die Nähe des Schreibtisches verließen, um so stärker umgab sie die Dunkelheit. Auch durch die Spalten zwischen den Vorhängen sickerte nur wenig Licht.

Bill hätte die Vorhänge geöffnet, doch Sir James wollte nicht. Er musste sich in der veränderten Atmosphäre bewegen, das möglichst leise, um sich auf das Summen konzentrieren zu können.

Als Sir James nickte, da blieb auch Bill stehen. »Nehmen Sie Ihr Feuerzeug und leuchten Sie bitte. Ich glaube, wir stehen dicht vor dem Ziel.«

Bill holte den schmalen »Flammenwerfer« hervor. Er drehte am Rädchen. Gas zischte, entzündete sich, und eine kleine Flamme leckte hoch. Die helle Insel bewegte sich erst, als Bill in die Hocke ging. Der Widerschein verteilte sich nicht nur auf dem Boden, er traf auch ein Ziel.

In einem goldenen Reflex leuchtete der auf dem Boden liegende

Helm. Er war so gefallen, dass er mit der Öffnung schräg nach oben lag und man hineinschauen konnte.

Bill löschte die Flamme. Sir James stand gebückt neben ihm, den Blick zu Boden und auf den sich schattenhaft abzeichnenden Helm gerichtet.

»Das ist sie«, sagte er leise. »Das ist die Mind-Maschine. Ich bin mir völlig sicher.« Er räusperte sich. »Haben Sie mehr erkennen können, Bill?«

»Noch nicht.«

»Sehen Sie nach.«

Das Summen strömte tatsächlich aus der Öffnung. Es war jetzt, wo sie neben der Mind-Maschine standen, ziemlich laut geworden, wirkte sogar etwas störend.

Bill brachte seine Hand über den Helm. Dann knipste er das Feuerzeug noch einmal an. Die Flamme leuchtete in das Innere, sie füllte es nicht ganz aus, das war auch nicht nötig.

Beide Männer bekamen große Augen. Die Szene, die sie sahen, war unglaublich.

Die Öffnung des Helms beinhaltete eine fremde, neue und auch völlig andere Welt. In deren Mitte befand sich ein Gegenstand. John Sinclairs Kreuz!

Das war nicht alles, denn er selbst war ebenfalls deutlich zu erkennen…

***

Der Schrei gellte so laut in meinen Ohren, als wäre er nur geboren worden, um mein Trommelfell zu zerstören. Ausgestoßen hatte ihn der Engel der Geister, eine Person, die zur Mörderin hatte werden wollen, im letzten Augenblick aber davon abgehalten worden war, denn in diese Welt war mit Vehemenz etwas hereingebrochen, mit dem ich nie mehr gerechnet hatte.

Die graue Schwärze riss auf. Ich lag und konnte mit meinen eigenen Blicken verfolgen, was sich tat.

Nicht nur Valesca geriet in den rasanten Wirbel, der sie packte und hoch schleuderte, nein, auch an einer anderen Stelle war die Finsternis zerrissen worden.

Aus einer grundlosen Tiefe schleuderte etwas in die Höhe. Es war groß, übergroß sogar und dementsprechend mächtig – ein Kreuz! Aber nicht irgendeines, sondern das Kreuz, das normalerweise vor meiner Brust hing und mir abgenommen worden war.

Jetzt war es wie ein Torpedo in diese Welt hineingerast und hatte eine immense Lücke gerissen, wobei es übergroß dastand wie ein Fanal des Guten, der Rettung und der Hoffnung.

Es strahlte seine Kräfte ab, und diese waren so mächtig, dass auch

Valesca nicht gegen sie ankommen konnte.
Sie war aus ihrer leicht gebückten Haltung in die Höhe gerissen worden. Grund hatten wir beide nicht unter den Füßen gehabt, doch das Schweben war mir noch nie so deutlich vorgekommen wie in diesen Augenblicken. Ja, sie schwebte.
Etwas zerrte. Das dunkle Haar stand zitternd vom Kopf ab, wie mit festigendem Lack besprüht. Ihr Gesicht zeigte die Panik. Nicht nur verzerrt, sondern auch vom äußerlichen her verändert. Da schien die Haut im nächsten Augenblick reißen zu wollen, doch sie hielt. Mitgerissen wurde allein der Engel der Geister.
Das zischende, in ein Fauchen übergehende Geräusch wiederholte sich. Diesmal packte die Kraft Valesca noch stärker und wuchtete sie in einem Halbbogen auf das neue Ziel zu.
Ich wollte es nicht glauben, es war in diesem Moment unfassbar für mich, aber die Person fegte auf das übergroße und überdimensionale Kreuz zu und nahm den direkten Kurs auf die Mitte.
Es lag noch nicht lange zurück, dass ich die von Lilith geraubten Zeichen wieder zurückerhalten hatte, so dass das Kreuz endlich wieder seine ursprüngliche Stärke besaß.
Diese Zeichen waren wie ein Maul. Zwischen den beiden Dreiecken, wo die Lücke groß genug war, würde sie landen. Sie konnte sich nicht mehr dagegen wehren, auch wenn sie verzweifelt schrie und dabei sogar nach der Urmutter des Bösen, Lilith, brüllte.
Nein, es gab keinen Ausweg mehr. Valesca jagte genau in die Mitte des Kreuzes hinein. Den Kopf leicht nach hinten gebogen, mit den Haaren zuerst, schoss sie in die Lücke, als wäre diese ein Magnet und ihr Körper aus Eisen, der davon angezogen wurde.
Ich hörte sie noch immer schreien, bis zu dem Augenblick, als sie das Ziel erreicht hatte.
Das stoppte ihr Brüllen. Sie bewegte sich innerhalb der gewaltigen Dreiecke, dieses magischen Siegels, und die für mich noch immer geheimnisvollen Zeichen an den Seiten leuchteten in verschiedenen Farben auf, so dass sie ein buntes Muster bildeten.
Bunt, gefährlich – und tödlich!
Valesca hatte keine Chance mehr. Die Kraft des Kreuzes setzte ihrer Existenz ein Ende. Sie verbrannte.
Helle Flammen schlugen aus ihrem Körper hervor. Mehr Licht als Feuer, dem sie nichts mehr entgegensetzen konnte. Die Kraft war derart stark, dass auch das Schwert innerhalb dieses magischen Lichts verglühte, wobei nicht einmal ein geringer Rest zurückblieb.
Es regnete auch keine Asche zu Boden. Das Zeichen in der Kreuzmitte hatte ganze Arbeit geleistet. Die Hüterin der Geister war für mich nur noch Erinnerung.
Wieso?

Dieses eine Wort spukte in meinem Schädel herum. Wieso hatte das geschehen können? Mein Kreuz befand sich in der Hand des Dr. Franklin, und jetzt stand es hier, um mich zu retten?

Was war da gelaufen?

Klar, dass ich mir meine Gedanken machte. An diese schon wunderbare Rettung hatte ich nie geglaubt. Da Wunder äußerst selten waren, musste es einen anderen, völlig realen Grund für das Erscheinen des Kreuzes geben.

Noch lag ich. Verschwunden waren die Furcht, die Angst. Sie hatten einer gesunden Neugierde Platz gemacht.

Ich zog die Beine an, rollte mich nach rechts und konnte ohne Mühe aufstehen. Völlig normal stand ich vor dem Kreuz und schaute es an.

Über meine Lippen huschte ein Lächeln. Es war für mich noch immer unfassbar, es so zu sehen. Es war mir noch nie so erschienen.

Nicht in dieser Dimension. Dass es überhaupt diese Größe angenommen hatte, dafür musste eine Gegenkraft gesorgt haben.

Welche konnte das sein?

Mir fiel keine zufriedenstellende Lösung ein, und ich ging davon aus, dass mein Kreuz seine eigenen Kräfte mobilisiert hatte. Das wäre gut möglich gewesen.

Die Luft war weiterhin klar und rein. Jeder Atemzug tat gut und verbesserte mein Gefühl. Bisher hatte ich ziemlich allein dagestanden und war auf der Straße der Verlierer gewesen. Ohne Kreuz, ohne Dolch und Beretta hatte es übel ausgesehen.

Nun nicht mehr.

Meine Knie zitterten schon, als ich auf meinen übergroßen Talisman zuging. Es war einfach herrlich zu sehen, wie es sich in der Finsternis als strahlendes Sigill abzeichnete. Ein wunderbares Bild, das in mir die Kraft und Hoffnung hochtrieb. Über das gewaltige Kreuz lief ein blasses Leuchten, als wäre es mit Lichtreflexen bestrahlt worden.

Ich ging die letzten Schritte, weil ich es spüren und fühlen wollte.

Wie festgewachsen stand es da. Ich brauchte nur die Hand auszustrecken, um es berühren zu können.

Das tat ich gern – und fasste hindurch!

Der Schreck fuhr wie der Stich mit einem glühenden Messer durch meinen Brustkorb. Das Kreuz war da und doch nicht vorhanden. Für das Böse existierte es, für mich war es nichts als eine Halluzination – oder?

***

Sir James Powell spürte ebenso den Schweiß auf seinen Handflächen wie Bill Conolly. Was die beiden Männer innerhalb des magischen Helms sahen, konnte man als unfassbar und unerklärbar bezeichnen. Dort präsentierte sich ihnen eine andere, eine fremde und eine

wahrscheinlich unendlich weit entfernte Welt, deren Grenzen zur normalen nicht vorhanden waren, sondern aus reiner Magie bestanden.

Bill hatte die Flamme gelöscht. Sie konnten auch so erkennen, was sich dort abspielte.

»Eine – eine Erklärung, Bill. Geben Sie mir eine Erklärung, und sagen Sie mir, dass ich nicht träume. Dass John Sinclair und das Kreuz echt sind.«

»Sir, Sie sehen richtig. Nur kann ich Ihnen keine Erklärung geben. Es tut mir leid.«

»Ja, das habe ich mir gedacht.« Er wischte über seine Augen. »Es ist doch Johns Kreuz, nicht?«

»Genau.«

»Und nun langsam. Sehe ich richtig, dass es sich in einer Übergröße vor John Sinclair abzeichnet?«

»Auch das stimmt.«

»Wunderbar, Bill. Das Kreuz als übergroßer Helfer. Das Kreuz hat diese uns unbekannte Person verschlungen. Ist es sein echtes Kreuz oder nur ein Hologramm?«

»Beides?« Die Antwort war eine Frage. Keiner von ihnen konnte sich erklären, was geschehen war.

»Vielleicht gibt es eine Antwort, Bill. Wir müssten jemanden fragen. Diesen Dr. Franklin.«

»Der bewusstlos ist.«

»Dann wecken wir ihn auf!« keuchte Powell. »Los, holen Sie ihn her. Ich will es wissen.« Er wischte Schweiß von seiner Stirn. »Was wir hier erleben, ist so ungeheuerlich, dass mir einfach die entsprechenden Worte fehlen.«

»Ich werde sehen, was sich machen…« Bill erstarrte, Sir James nicht, der hatte sich zu stark auf die Mind-Maschine konzentriert.

Diesmal jedoch hatte Bill das Geräusch gehört. Kein Summen, wie es aus dem Helm drang, sondern ein leises, kicherndes Lachen.

»Nein«, sagte eine Stimme, als Bill sich erheben wollte, »bleib nur hocken, verdammt!«

Das musste Bill auch, denn der kalte Druck einer Waffenmündung sagte genug…

***

Auch Sir James hatte die Veränderung mitbekommen. Er drehte den Kopf, konnte nicht viel sehen, die Gestalt nur ahnen, die sich hinter Bill aufhielt, den Arm ausstreckte und die Mündung gegen den Nacken des Reporters drückte.

»Dr. Franklin?« fragte Sir James leise.

»Wer sonst?«

»Ja, Sie haben uns kalt erwischt, gratuliere! Wir haben leider keine Erklärung.«

»Das macht nichts, dann werden Sie eben dumm sterben. Und dumm waren Sie. Dabei hätten Sie den Chinesen durchsuchen und ihm die Waffen abnehmen sollen, so habe ich mich ihrer bedient. Es war ganz einfach, ich brauchte nur aus der Bewusstlosigkeit zu erwachen und so lange zu warten, bis Sie meine Maschine entdeckten.«

»Können Sie hineinschauen?« fragte Sir James.

»Natürlich.«

»Sehen Sie auch das, was wir sehen?«

»Und ob, mein Lieber, und ob. Es ist außergewöhnlich, was sich in dieser Welt abspielt.«

»Es ist also eine Welt für sich.«

»Geschaffen durch einen magischen Strom. Dieser Helm wurde von mir entwickelt, um den Menschen an schlimmen, trüben Tagen Hoffnung, Glück und Optimismus zurückzubringen. Das wurde mir mit der Zeit langweilig, so dass ich nach anderen Wegen Ausschau hielt.«

»Nach denen der Magie?«

»So ist es, Sir.« Er hatte Spott in seine Stimme gelegt. »Es ist einfach wundervoll, sich dieser Mechanismen bedienen zu können. Sie glauben gar nicht, welche Welten sich einem Menschen öffnen, der sich mit dieser Magie beschäftigt.«

»Das kann ich Ihnen nachfühlen. Zudem muss ich zugestehen, dass die Erfindung dieser Maschine eine technische und auch geistige Meisterleistung ist. Alle Achtung.« Sir James redete weiter, weil er erstens hoffte, etwas erfahren zu können, und zweitens damit rechnete, den Mann von Bill Conolly abzulenken, der in seiner steifen Haltung auf dem Boden kniete und den Mündungsdruck im Nacken spürte.

»Ja, ich gab mir Mühe. Die Maschine erfand ich schon vor zehn Jahren. Da gaukelte sie den Menschen noch Sonne vor, wo keine war, bis ich daran dachte, das Gegenteil zu erreichen, und mit den Mächten der Finsternis Kontakt aufnahm. Sie erhörten mich und sorgten dafür, dass ich die Mind-Maschine mit teuflischen Kräften füllen konnte. Teuflische Kräfte und magische Ströme, da ist eines so gleich wie das andere, und mir gelang es, Welten zu entdecken.«

»Welche?«

»Schauen Sie hinein, Sir. Das ist der Saal des Schweigens, wo sich dieser John Sinclair befindet.«

»Ja, mit seinem Kreuz!«

»Ich weiß. Mir ist da ein kleiner Fehler unterlaufen. Ich habe den Chinesen leider unterschätzt. Er wollte mit diesem Kreuz die Magie zerstören, das jedoch werde ich zu verhindern wissen.«

Sir James wollte nicht, dass sich Dr. Franklin länger mit diesem Thema aufhielt. Er hatte anderes vor. »War da nicht noch etwas anderes? Ein Austausch der Seelen?«

»Ja. Ja!« keuchte der Arzt. »Ich habe ihn vorgenommen, es war meine Belohnung. Im Saal des Schweigens sind zahlreiche Seelen versammelt. Ich konnte sie durch die magische Kraft der Mind-Maschine dort wegholen und gegen andere austauschen. Das hat sogar bei Sinclair geklappt, den wir plötzlich als Ritter Tod erlebten. Leider wird das Ende ein anderes sein, als ich es mir vorgestellt habe, aber ich werde es wieder richten. Das Kreuz kann die Welt nicht zerstören.«

»Irrtum, es ist bereits dabei!« meldete Bill. »Wir haben gesehen, wie eine Frau von diesem Kreuz verschlungen wurde. Sie wollte Sinclair mit einem Schwert töten, doch das Kreuz war schneller. Sie sind nicht in der Lage, es zu vernichten, das schaffen Sie selbst nicht durch Unterstützung der Hölle. Wie oft hat es der Teufel schon versucht, wie oft musste er eine Niederlage hinnehmen. An die direkten Ursprünge kann auch er nicht heran. Er muss sich dabei auf Helfer verlassen, wie Sie es einer sind, Franklin.«

»Ach ja?«

»Glauben Sie mir, ich kenne mich aus.«

Franklin lachte. »Was meinen Sie, was geschieht, wenn Sie den Schalter betätigen?«

»Welchen Schalter?«

»Er befindet sich außen am Helm. Er steuert alles. Kippen sie ihn nach links, holen sie die magischen Welten, den Saal des Schweigens, eines der Geisterreiche. Schalten Sie ihn allerdings zur anderen Seite hin, werden Sie die Mind-Maschine so erleben, wie sie ursprünglich gedacht und geplant war.«

»Also Hoffnung, Frohsinn und Optimismus verbreitend?«

»Sie haben gut zugehört.«

»Ich könnte es versuchen!«

Da hatte der gute Bill auf die falsche Schiene gesetzt. »Hüten Sie sich, den Helm auch nur zu berühren. Ich warne Sie! Oder wollen Sie sterben?«

»Das hatte ich nicht vor.«

»Ich hätte Ihnen eine Kugel in Ihren verdammten Schädel gejagt, darauf können Sie Gift nehmen.«

»Schön, Dr. Franklin«, sagte Sir James. »Dürfen wir denn fragen, wie es weitergeht?« Sir James räusperte sich. »Wenn ich mir Ihre Mind-Maschine so anschaue, ist es sicherlich nicht so gelaufen, wie Sie es sich vorgestellt haben. Der Inhalt wurde ein wenig umgekrempelt, das kann nicht in Ihrem Sinn liegen.«

»Stimmt.«

»Was also haben Sie sich gedacht?«

»Sie, Sir, werden dabei eine große und entscheidende Rolle spielen. Keine Sorge, ich denke immer voraus.«

»Das habe ich auch erwartet.«

»Zunächst muss ich mich um Ihren Begleiter kümmern. Sie können sich erheben, Bill, aber vorsichtig.«

»Sie kennen meinen Namen?«

»Ich habe Ihrer Unterhaltung lange genug zuhören können. Hoch mit Ihnen, und keine Dummheiten.«

»Das verspreche ich Ihnen sogar.« Der harte Druck an Bills Hals verschwand.

Er hatte sehr lange tief gehockt, seine Bewegungen waren nicht mehr so geschmeidig, als er sich in die Höhe stemmte und dabei die Muskeln spannte und dehnte.

»Wie geht es weiter?« fragte Sir James.

Dr. Franklin behielt Bill im Auge und zielte auch auf ihn. »Ganz einfach, Sir, Sie werden dafür sorgen, dass meine Welt wieder so wird, wie sie einmal gewesen ist. Man hat die Maschine manipuliert, was ich nicht mag. Es gibt einen Gegenstand, den Sie entfernen müssen, das Kreuz. Fassen Sie hinein und holen Sie es hervor.«

Sir James hatte mit so etwas gerechnet. Er steckte in einer Zwickmühle.

Konnte er es überhaupt schaffen, das Kreuz an sich zu nehmen?

Das war die große Frage, denn John Sinclairs Kreuz kam ihm auch innerhalb des Helms viel zu groß vor. Da stimmten die Proportionen nicht. Er sah auch John Sinclair, den er nur als einen winzigen Punkt bezeichnen konnte.

Existierte das Kreuz? Wenn ja, hätte es John anfassen können.

Aber er hatte es versucht und hindurchgegriffen. Wenn Sir James seine Finger in die Magie der Mind-Maschine hineintauchte, würde er dann nicht auch ins Leere fassen und damit den gegenwärtigen Status verhärten?

»Ich glaube Ihnen nicht, Franklin, Ich kann einfach nicht fassen, dass ich das Kreuz so hervorholen soll.«

»Es wird klappen, denn es ist auch hineingelangt.«

»Was geschieht, wenn ich es habe?«

Da lachte Franklin auf. »Die Welt dort wird wieder so sein, wie sie gewesen ist. Ein Refugium der Geister, ein Hort der Seelen, die ich wiederum austauschen kann.«

»Und Sinclair?«

»Wird zwischen den Kräften zermalmt werden, denn er ist ohne Waffe, das wissen Sie doch.«

»Ja, das stimmt.«

»Dann brauchen Sie nichts anderes zu tun, als hineinzufassen und das Kreuz hervorzuholen. Ich habe bisher schon genügend Zeit

verplempert, doch das ist jetzt vorbei. Sollten Sie sich weigern, werde ich zunächst Bill erschießen und dann Sie.«

»Was machen Sie dann mit dem Helm?« erkundigte sich Sir James trocken.

»Ich werde das Kreuz selbst aus der Maschine entfernen.«.

»Nun gut, Sie haben mich zwar nicht überzeugt, aber Sie besitzen die besseren Argumente.«

»Das meine ich auch.«

Sir James ging in die Knie. Er beeilte sich dabei nicht. Nach wie vor suchte er nach einem Ausweg. Den Beweis hatte er nicht, doch das Kreuz war Johns Schutz. Verschwand es, würde der Geisterjäger in dieser fernen Sphäre des Bösen zerrieben.

Selbst Sir James, den selten etwas erschüttern konnte, zeigte Nerven, denn seine rechte Hand zitterte, als er den Arm vorstreckte und ihn in Richtung Helmöffnung brachte.

Er hörte Bills zischendes Atmen. Auch der Reporter stand unter einem starken seelischen Stress. Was sie hier taten, konnte den Tod des Geisterjägers bedeuten.

Sir James schwitzte. Er berührte den Rand des Helms und spürte die Magie innerhalb des Helms. Sie floss über seine Hand und bewegte die Härchen auf dem Handrücken. War das Kreuz echt, war es nicht echt?

Die Hand des Superintendenten tauchte tiefer in den Helm. Bill stand ein Stück entfernt, steif wie eine Kerze. Die Augen weit geöffnet, die Lippen zusammengepresst, fühlte er sich so hilflos wie selten zuvor. Der Druck der Waffenmündung lastete in seinem Rücken. Irgendwo zwischen dem dritten und vierten Wirbel hatte Dr. Franklin die Beretta angesetzt. Ein Druck seines Zeigefingers reichte aus, und Bill Conolly war tot. Sollte er trotzdem etwas tun und dieses Risiko eingehen?

Er hatte Familie. Bei ihm im Haus warteten eine Frau und ein Junge. Er wollte Sheila nicht zur Witwe und Johnny nicht zu einem Halbwaisen machen, also hielt er still.

Dafür tat er etwas anderes. Er betete still, ohne dass ein Wort über seine Lippen geflossen wäre.

Dann durchbrach die Stimme des Superintendenten seine schweren, trüben Gedanken. »Ich – ich habe Kontakt!«

»Dann hol es raus!« schrie Dr. Franklin…

***

Der Schock, das Kreuz nicht anfassen zu können, hatte mich im ersten Augenblick so hart getroffen, dass ich unwillkürlich zurückwich, als wäre dieses Symbol ein Zeichen des Bösen. Es war mir auf einmal fremd geworden. Ich hatte noch nie zuvor erlebt, dass es sich als Hologramm oder Halluzination zeigte.

In dieser verfluchten Welt aber war alles möglich…

Valesca gab es nicht mehr, dennoch waren die Schwierigkeiten nicht kleiner geworden. Umgeben von gequälten Seelen fühlte ich mich mehr als unwohl, und das Gefühl der Furcht umklammerte meinen Hals wie eine Würgeschlinge.

Sollte ich es noch einmal versuchen?

Ich schaute es mir an. Es wuchs vor mir hoch. Strahlend, hell, es war die Hoffnung, leider nicht für mich. So sehr hatte es mich noch nie im Stich gelassen.

Selbst dem absolut Bösen, Luzifer, hatte es die Stirn geboten.

Weshalb versagte es hier? Aus welch einem Grund stand es nur als strahlender Geist vor mir?

Die trüben Gedanken wollten nicht weichen. Gleichzeitig merkte ich, dass in dieser Welt etwas in Bewegung geraten war. Von außen her hatte es seinen Einfluss genommen und kroch durch die Grenzen immer näher heran. Dieses andere war für mich nicht zu sehen, dennoch spürte ich etwas von dieser gewaltigen Bedrohung, die es mit sich brachte. Wie eine Wand, eine Decke oder schwere Glocke war es bereit, sich auf mich niederzulegen und mich zu vernichten.

Noch hielt das Kreuz mit seiner weißen Kraft dagegen. Die Frage war, wie lange noch?

Ich erlebte hier keinen kalten Horror wie bei einer Jagd durch finstere Friedhöfe, nein, das war etwas ganz anderes und noch viel schlimmer. Ein Gefühl der Hilflosigkeit erfasste mich. Das Wissen, nichts tun zu können, dass andere Kräfte mich lenkten und steuerten, ließ mich beinahe verzweifeln.

Gab es noch eine Chance?

Dann fiel mir plötzlich Kommissar Mallmann ein. Er musste sich vor einigen Monaten in der gleichen Lage befunden haben wie ich, war auch chancenlos gewesen, als ihn Reva, eine Blutsaugerin, angriff und ihn selbst zum Vampir gemacht hatte. Jetzt war aus Mallmann der Anführer der Aktion Dracula geworden, und er selbst sah sich als Draculas Nachfolger an, um ein Riesenreich der Vampire weltumspannend zu errichten.

Noch hatte er es nicht geschafft, ihm fehlte der Blutstein, der sich in meinem Besitz befand. Aber er hatte meine Mutter als Pfand und konnte sie gegen mich ausspielen.

Dieses vergangene halbe Jahr war für mich mit einem kalten Horror angefüllt gewesen. Nun wies alles darauf hin, als sollte ich die zweite Hälfte nicht mehr erleben.

Noch einmal schaute ich mir das Kreuz an, wie es in all seiner prächtigen Übergröße vor mir hoch wuchs. Lichtreflexe umzuckten es. Die Hoffnung war vorhanden, nur sehr trügerisch.

War es tatsächlich aus?

Ich konzentrierte mich auf das Kreuz, auf seine geheimnisvollen Zeichen, die der Prophet Hesekiel zu seiner Zeit erschaffen hatte.

Schon damals hatte er genau gewusst, wo er ansetzen musste.

Hilfe bekam ich nicht. Auch der Seher hielt sich zurück, diese geheimnisvolle Persönlichkeit, die sich aus drei Seelen zusammensetzte oder drei Geister in sich vereinigte.

Salomo, Nostradamus und ich…

Ja, aus eigener Kraft musste ich es schaffen, mich aus dem magischen Sumpf herauszuziehen. Nur – wie?

Das Kreuz stand da, aber die andere Gefahr, die von außen kam, verdichtete sich stärker.

Dann fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Ich erschrak selbst darüber, dass ich daran nicht gedacht hatte.

Natürlich, die letzte, die allerletzte Chance. Ich mußte es aktivieren, auch in dieser Welt seine Magie hervorholen.

Zwei Schritte brachten mich in seine. Nähe. Ich schaute hoch und glaubte plötzlich eine Hand zu sehen oder zumindest den Schatten davon.

Laut rief ich die Formel. »Terra pestem teneto – Salus hic maneto!«

Danach konnte ich nur noch beten!

***

»Dann hol es raus!« brüllte Franklin. Er war plötzlich wie von Sinnen, aber es blieb bei dem Wunsch, denn Sir James zuckte zurück, als hätte es ihn voll erwischt.

Für Sekunden gleißte es innerhalb des Helms auf. Ein flackerndes, sehr bleiches und gleichzeitig helles Licht strömte aus der Öffnung hervor und traf das verzerrte Gesicht des Superintendenten.

Seine Hand schien zu glühen, und er konnte einen Schmerzensschrei nicht unterdrücken.

Das brachte Franklin auf Touren. Er rammte Bill das Knie so heftig in den Rücken, dass der Reporter zu Boden flog. Dann wirbelte Franklin herum, mit ihm die Waffe, und er zielte auf Sir James.

Sein Mund veränderte sich in eine böse Fratze. Er wollte schießen, und er…

Ein Schrei, ein Wort – beides in einem. Eine fremde Stimme hatte gerufen, und danach war alles anders. »Topar!«

Suko war da! Ein Mann, der nicht nur eine ausgezeichnete körperliche Kondition besaß, sondern auch von der Konstitution her nicht so leicht aus dem Rennen zu werfen war.

Den magischen Schlag hatte er nicht so schnell verdaut, doch als es soweit war, da griff er ein.

Ein Wort nur, und die Zeit stoppte für genau fünf Sekunden. Niemand konnte sich bewegen, bis auf Suko, den Träger des Stabs. Die

Zeitspanne war kurz, für Suko reichte sie aus, um vor allen Dingen Dr. Franklin zu entwaffnen.

Bill lag bewegungslos am Boden. Sir James wirkte ebenfalls wie eingefroren, und Dr. Franklin erging es nicht anders. Auf ihn konzentrierte sich Suko.

Er schlug nicht zu, er hebelte nur den Waffenarm herum, damit die Mündung nicht mehr auf Sir James zielte. Dann öffnete er die Faust des Mannes, indem er die Finger nach hinten bog und die Waffe somit aus der Hand rutschen konnte.

Die Beretta fiel nicht zu Boden. Suko fing sie auf, gab Dr. Franklin einen Stoß, der ihn zur Seite katapultierte.

Als der Erfinder der Mind-Maschine mit dem Hinterkopf zu Boden schlug, war die Zeit um.

In den harten Aufprall klang der überraschte Schrei des Mannes, um den Suko sich nicht mehr kümmerte, denn Sir James bewegte sich wieder. Auch Bill Conolly versuchte, auf die Beine zu gelangen.

Sie kannten nur ein Ziel, die Mind-Maschine.

Drei Augenpaare schauten hinein, und drei Augenpaare sahen das gleiche. Der Helm war leer – keine Spur mehr von John Sinclair.

Sir James fand als erster die Sprache wieder. »Allmählich glaube ich, alles falsch gemacht zu haben…«

Keiner gab ihm Antwort. Bill schlug sich gegen die Stirn. Von Dr. Franklin brauchten sie nichts mehr zu befürchten. Der harte Aufprall hatte ihn bewusstlos werden lassen.

»Was ist denn?«

»Ich weiß die Lösung, Sir.« Selten in der letzten Zeit hatte sich Bill so schnell gebückt. Seine Hand klatschte gegen die Außenseite des Helms. Er fand den Schalter schon beim ersten Zufassen und drückte ihn auf die rechte Seite.

Das Summen verstummte, eine Lampe glühte auf, verbreitete ein weiches, wunderbares Licht, das sich auf den Innenraum des Helms konzentrierte.

»Wunderbar«, sagte Sir James. »Aber wo steckt John?«

»Hier bin ich, Sir!«

***

Die Formel war meine Rettung!

Ich hatte sie ausgesprochen und mich gleichzeitig an das Kreuz geklammert, das eigentlich nicht vorhanden war. Ein paradoxer Vergleich, der schlüssig wurde nach dem Aussprechen der Formel, denn das Kreuz war keine Halluzination mehr.

Ich spürte es. Gleichzeitig schrumpfte es zusammen, ich wollte es halten, doch es wurde mir entrissen.

Und plötzlich brach die Welt zusammen.

Der Saal des Schweigens, diese Welt der Seelen und Geister verwandelte sich, und es entstand ein gewaltiger Sog, der mich kurzerhand mitriss.

Ein Reißen, ein Sprung, der mich mitzerrte und zeitmäßig nicht zu erfassen war, mich aber dorthin brachte, wo alles seinen Anfang genommen hatte.

In Dr. Franklins Haus!

Ich erschien dort wie ein Geist und hörte meinen Chef nach mir fragen. Seine Stimme klang so verzweifelt wie selten, dabei hatte er keine Niederlage erlitten.

»Hier bin ich, Sir!«

Zuerst tat sich nichts. Ich konnte mir ein Lächeln nicht verkneifen, als ich auf die drei Männerrücken zuschritt, in die plötzlich Bewegung kam. Auf der Stelle wirbelten sie herum, selbst Sir James hielt das Tempo mit.

»Ehrlich, er ist es!« Bill Conolly konnte es nicht fassen und schüttelte wild den Kopf. Dann rannte er auf mich zu. Er lachte, er schrie, er schlug mir auf die Schulter, bis Suko ihn ablöste und Sir James etwas aus dem Helm hervorholte.

Mit einer beinahe feierlich wirkenden Geste überreichte er mir den Gegenstand. »Ich glaube, John, es gehört Ihnen.«

Gern und voller Freude nahm ich das Kreuz entgegen, während ich langsam nickte. »Ich hätte fast an seiner Kraft gezweifelt, wenn ich ehrlich sein soll.«

»Nein, John«, sagte Bill. »Du weißt doch, es kann nur einen Sieger geben.«

»Hoffentlich.«

Sir James war zu Dr. Franklin gegangen. Er hatte von den letzten Ereignissen nichts mitbekommen und schwebte in einer anderen Sphäre. Überlebt hatte er, doch bald würden sich hinter ihm die Türen einer Zelle schließen, denn er hatte von Morden gesprochen, die über zwanzig Jahre zurücklagen. Verjährt waren sie nicht. Und die Mind-Maschine sollte, wenn es nach mir ging, zerstört werden.

»Da wäre noch ein Problem«, sagte Bill, als ich nach draußen ging und froh war, die warme Luft einatmen zu können.

»Welches denn?«

»Dein Dasein als Ritter Tod. Du hast Spuren hinterlassen wie der Elefant im Porzellanladen. Von unserem Sonnenschirm und den Gartenmöbeln will ich gar nicht erst reden, aber der zerstörte Polizeiwagen wird dich teuer zu stehen kommen.«

»Ich soll das gewesen sein?« fragte ich.

Bill grinste. »Wenn du mich so direkt darauf ansprichst, verlässt mich mein Gedächtnis.«

»Und ich habe noch nie eines gehabt.«

Beide lachten wir los und freuten uns, dass wir es wieder einmal geschafft hatten…

ENDE des Zweiteilers

[1]Siehe John Sinclair Nr. 590 »Ritter Tod«